

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Neujahrsgruß an den Leser 1857.

Gott und ein getreues Herz zum Gruß,
Bei des Neuen Beginn und des Alten Schluß!
Und die Hand drauf! wie's auch die Andern treiben,
Wir, Leser, wollen die Alten bleiben.

Wir wandern zusammen so manches Jahr
Durch Friedensauen und Kriegsgefahr,
Und haben, trotz guten und bösen Stunden,
Uns getreulich wieder zusammen gefunden.

Wir haben wohl, das bekennen wir laut,
Schon manches Kartenhaus aufgebaut,
Und, wenn es der erste Windstoß zerrissen,
Gar leicht uns wieder zu trösten wissen.

Doch auch manche Freude, lauter und rein,
Sie sollte nicht lang unser eigen sein,
Und manch' Herz hat, nach kurzen, glücklichen Tagen,
Seines Lebens Blüten zu Grabe getragen.

Und manch' Wünschen und Hoffen, bereinst so laut,
Liegt dem stillen Schooße der Erde vertraut,
Bis der Herr, durch seines Geistes Walten,
Das Saatorn erweckt zu rechtem Entfalten.

Wie waren sie bitter, die Tage der Noth,
Wie schreckend die Krankheit, die ringsum gedroht,
Wie zuckten, als wollten sie nimmer weichen,
Des Völkertkrieges blutige Zeichen!

Doch der Herr gab wiederum Sonnenschein,
Und für Frucht und Weinstock fröhlich Gebeih'n,
Und der Frühling trägt von Munde zu Munde
Des nahenden Friedens glückliche Kunde.

Der Bote hinkt zwar, doch geht er darum
Noch gerab' aus, nicht büdclings, nicht schleichend, nicht trumm,
Ist kein Kopfhänger und kein Augenverdrehler,
Kein Sabbucäer, noch Pharisäer.

Wo man traurig sitzt und weint allein,
Da kommt er gerne zum Pförtchen herein,
Und lenkt mit erstern Wortes Mahnen
Das irdische Herz auf himmlische Bahnen.

Und wo man bei Sang und Freundesmah
Sich wärmt am sonntigen Lebensstrahl,
Da läßt sich der Hinkende gerne nieder,
Denn die Bösen haben ja keine Lieder.

Drum laß auch ferner Hand in Hand
Uns pilgern durch das Erdenland!
Wir wandern ja allzeit getrost und heiter,
Ist der Geist von oben unser Begleiter!

Landwirthschaftliches.

Mitgetheilt von Großb. Centralstelle für die Landwirthschaft.

Die drei landwirthschaftlichen Sinne sind: der **Ordnungsinn**, der **Reinlichkeitsinn** und der **Geschäftssinn**.

Unter diesen steht der Ordnungssinn oben an, weil ohne Ordnung kein Geschäft bestehen kann, am allerwenigsten die Landwirthschaft. Oberflächlich betrachtet gewährt das Bild der landwirthschaftlichen Einrichtungen, der Arbeiten, der Kulturen u. s. w. einen Begriff von sentimentaler Unordnung: eine Arbeit, die heute angefangen wird, läßt man morgen liegen, um eine andere zu beginnen, die durch die erstere wieder unterbrochen wird; bald trocknen drei Personen mehr Gras zu Heu als sechs rüstige Männer mähen, bald wieder bringen sechs nicht so viel trocken, als ein einziger Mäher

mächt, selbst die Heiligen- und Kalendertage müssen sich gefallen lassen, daß ihre Autorität verkannt wird, und daß die Gerstenfelder sich zuweilen schon mit Grün bedecken, wenn's im Kalender heißt: düngt für Gerste! In der Industrie geht es ganz anders her: der Arbeiter kommt jeden Morgen zur bestimmten Stunde auf die Arbeit, zur bestimmten Stunde ruhet und rastet und rasplet und feilt er und zur bestimmten Stunde verläßt er die Arbeit wieder. Allein eben diese scheinbare Unordnung, die in den Werkstätten des Landwirths herrscht, macht den Ordnungssinn um so notwendiger. Die Ordnung in der Landwirthschaft besteht nicht darin, daß jede Arbeit an einem bestimmten Tage oder zu einer bestimmten Stunde geschehe, sondern daß sie in dem Augenblick verrichtet werde, wo die äußern Verhältnisse, die Bitterung, Beschaffenheit des Bodens u. s. w. der Verrichtung am günstigsten sind.

Die Ordnung in der Landwirthschaft besteht aber auch darin, daß trotz allen sich kreuzenden Arbeiten und drängenden Umständen nichts Wesentliches versäumt werde, daß nicht das Füttern des Viehes unterbleibe, weil die Zeit günstig zum Einsahren der Erde ist, daß der Acker nicht schlechter gepflügt werde, weil seine Bearbeitung drängt. Dazu braucht der Landwirth in mißlichen Jahrgängen Kopf und Hände, d. h. Verstand und Arbeiter, außerdem aber den ordnenden Sinn, der beinahe instinkartig jede Arbeit gehörig verrichtet wissen will, und im größten Gedränge nicht verwirrt ist, sondern klar und richtig den zu gehenden Weg sicher verfolgt.

Der Ordnungssinn kann nicht gelernt und durch Bildung allein erworben werden, er will angewöhnt sein; darum lasse man es eine der ersten Pflichten des Kinder-Erziehers sein, seine jungen Böglinge zur Ordnung zu gewöhnen. Mit dem Ordnungssinn ist der Keulichkeitsinn nahe verwandt, beide Sinne sind so zu sagen leibliche Geschwister, die immer unzertrennlich bleiben. Man kann sich keine ordentliche Wirthschaft ohne Keulichkeit denken, und umgekehrt, wo man Keulichkeit antrifft wird man auch Ordnung finden.

In frühern Zeiten war der Begriff eines Bauern mit dem Begriff eines schmutzigen Menschen innig verbunden. Leider gibt es heute noch Bauern, welche das Sprichwort: „Mit der Arbeit, mit der man umgeht, befudelt man sich“, etwas engherzig auslegen, und glauben, es gehöre zu dem Wesen eines Bauern, daß er nicht bloß in der Arbeit, sondern auch außer derselben Schmutz und Unreinlichkeit an sich trage. Eine reinliche Wohnstube oder eine helle Küche ohne Rauch scheint an vielen Orten als übertriebener Luxus zu gelten und viele Bauern gefallen sich noch darin, mit ungehorenem Barte und schmutzigem Hemde ihr Vieh oder ihre Früchte auf den Markt in die Stadt zu bringen.

Keulichkeit und Ordnung sind zwei Worte, die man mit einer Feder voll Linde schreiben und in einem Athem zehnmal ansprechen kann; um sie aber im Leben zu behändigen, gehören großer Fleiß, eiserne Beharrlichkeit und Wägen voll Geduld dazu. Wie der Ordnungssinn muß auch der Keulichkeitsinn angewöhnt sein; wer in der Jugend die Haare nicht kämmt, wird sicherlich später als Landwirth wenig Rehrbesen verbrauchen.

Den Geschäftssinn könnte man aber auch den Geldmachenden Sinn heißen. Wenn das letzte Ziel jeder Wirthschaft die klingende Münze ist, weil der Landmann Alles was er nicht in seinem eigenen Hauswesen bedarf, auf dem Markte zu verwerthen suchen muß, so ist der Geschäftssinn der Alchymist, der aus jeder Scholle, aus Holz und Steinen Gold zu machen versteht. Wie der Chemiker die Luft, das Salz, das Wasser und andere Dinge, welche wir Landleute als einfache Dinge nehmen, in zwei, drei und mehr Bestandtheile auflöst, so kann auch der Geschäftssinn in mehrere Fähigkeiten aufgelöst werden, als da sind: Kenntnisse, viele

Kenntnisse, Voraussicht, Vorsicht, Leichter und schneller Ueberblick, richtiger Takt, rascher Entschluß, Berechnung, Kaltblütigkeit, Scharfsinn, Beurtheilungskraft. Viele glauben, es gehöre auch ein Bißchen Unredlichkeit und eine Doßs Hartherzigkeit dazu; Unredlichkeit, um bei dem Kauf und Verkauf den Gegner ein wenig zu übervortheilen; Hartherzigkeit, um nicht durch Mitleid mit Armen und Nothleidenden die Sparsbüchse zu verkürzen. Beides ist falsch; den unredlichen Verkäufer werden die Handelsleute bald zu meiden wissen; Hartherzigkeit gegen Arme und Nothleidende artet bald in Unbilligkeit und Ungerechtigkeit aus, Ungerechtigkeit bestraft sich aber selber und „unrecht Gut gebelhet nicht“. Vergiß des Armen nicht wenn Du einen fröhlichen Tag hast“, sagt Martin Luther.

Geschäftssinn ist der Sinn in der Landwirtschaft, der jedes an seinen Ort weiset, der jeden Zweig im richtigen Verhältnis zum Ganzen ordnet; durch ihn werden die Fruchtfolgen, das Bewirtschaftungssystem, Fütterungsmethoden u. dgl. festgestellt, gerade die Dinge, durch die sich der rationelle Landwirth vor dem Schlenkrians-Wirth so vortheilhaft auszeichnet. Der Landwirth, der diesen Sinn besitzt, kommt überall zurecht.

Es ist auch nicht gerade notwendig, daß der Landwirth viele Schulbildung besitze, um sich Geschäftssinn anzueignen; man trifft oft Landleute an, die diesen Sinn in hohem Maße haben, und ihre Rechnung beinahe mit der Kreide machen müssen. Allein die Bildung trägt gar sehr viel dazu bei, den Geschäftssinn zu wecken, und es ist richtig, daß auf zehn gebildete Landwirthe wenigstens fünf kommen, die Geschäftssinn beurkunden, während bei den unwillkenden und ungebildeten auf 25 kaum Einer zu rechnen ist.

Ein Landwirth mit ausgebildetem Geschäftssinn wird manchmal gegen die Regel sündigen, nicht aber, wie es den Anschein haben mag, gegen die Ordnung; denn wie oben gesagt, Ordnung heißt auch, sich nach den Umständen richten, weil in dieser leidigen Welt nun einmal die Dinge sich nicht nach des Einzelnen Wünschen und Launen bequemen.

Wenn man den Geschäftssinn in seiner weitesten Bedeutung nimmt, so schließt er beinahe alle Fähigkeiten und Eigenschaften des Landwirths ein. Der Mann mit hervorragendem Geschäftssinn ist zu allem geschikt und im Stande, sich schnell die Kenntnisse zu erwerben, die ihm zu diesem oder jenem Berufe mangeln. Durch die Erziehung wird der Geschäftssinn vorbereitet, er ruhet in dem Jünglinge, so lange derselbe noch keinen selbstständigen Wirkungskreis hat. Sobald der Mensch zur eigenen Thätigkeit übergeht, und in die Sphäre des Lebens hinaustritt, muß sich der Geschäftssinn zeigen und entfalten. Daraus erklärt sich die oft ganz verschiedene Lebensweise mancher Menschen im Mannesalter gegenüber ihren Jünglingsjahren.

Der Geschäftssinn schließt aber auch sehr notwendig die Kunst des Befehlens in sich. „Befehlen ist leichter denn Gehorchen“, heißt's im gemeinen Leben; das ist aber falsch. Gut befehlen ist eine große Kunst. Viele werden mit dieser Kunst geboren, Viele lernen sie ihr Leben lang nicht.

M.

Th. 3.

Ein guter Sohn.

Wie es hinten in der Krimm in dem entsetzlichen Krieg zugegangen und was die armen Soldaten da alles ausgestanden, weiß der Leser vielleicht aus den Zeitungen, oder hat doch davon erzählen hören. Neben dem Jammer und Elend, wie die Welt lange nichts gesehen, hat's aber auch Schönes dort gegeben, daß man's in den Kalender setzen muß. Einer der Feldpriester der französischen Armee erzählt unter Anderem folgenden Zug von herrlicher Kinderliebe und heldenmüthiger Aufopferung. Er traf eines Tages einen Soldaten, der sich an ihn angeschlossen und ihm Folgendes erzählte:

„Diesen Abend, nachdem ich Kugeln zu den Laufgräben getragen, bat ich den Hauptmann, daß er mir erlauben möchte, zwei junge Soldaten der fünften Division zu besuchen. Ihre Eltern hatten mir, ihrem ältesten Kameraden, geschrieben und mich gebeten, sie zu besuchen. Ich hatte sie noch nicht gesehen, seit ich in der Krimm war. Als sie mich sahen, fingen sie an zu weinen; ohne Zweifel erinnerte sie mein Anblick an ihre Heimath und an ihre Familie. Warum weint ihr doch, Kinder? sagte ich. Wir sind ja nicht hier, um zu weinen. Auch ich liebe mein Vaterland und meine Familie; Du weißt es recht gut Peter, daß nach dem Tode meines Vaters, als ich vom Dienste heimkehrte, meine arme Mutter den ganzen Tag weinte, weil sie eine Schuld von vierhundert Franken nicht bezahlen konnte. Nun wohl, ich habe mich zum zweiten Male anwerben lassen, um für meine gute Mutter ein wenig Geld zu gewinnen, und deshalb bin ich in der Krimm. Während des Winters, wenn ich sehr an Kälte und Hunger litt, dann sagte ich zu mir selbst: du mußt nicht weinen; du bist hungrig, Freund, du frierst; aber du erträgst dies für deine alte Mutter, und während dieser Zeit kann sich deine alte Mutter wärmen, die gute alte Frau, und kann ruhig ihr Stücklein grobes Brot genießen. — Unser seliger Herr Pfarrer hat uns oft in der christlichen Lehre gesagt: Derjenige, welcher Vater und Mutter ehrt, wird glücklich sein auf Erden. Also Geduld, die Zeit wird kommen, wo auch ich der Ruhe genießen kann. — Als ich ihnen das gesagt hatte, weinten sie nicht mehr; wir aßen zusammen ein Stück gesalzenes Fleisch und tranken dazu, und darauf kehrten sie zu ihrem Dienste zurück.“

Ja, ehrwürdiger Vater, Sie sehen es, wir sind aus einem Lande, in welchem die Sachen noch gut stehen; ja, im Elsaß lernen die Kinder sehr wohl die Pflichten eines Christen, und das vergißt sich nicht, das bleibt haften für das ganze Leben.

Frage und Antwort.

„Warum wurden Adam und Eva aus dem Paradiese gejagt?“ fragte jüngst ein Geistlicher bei der Christenlehre die ersten Katechismuschüler. Ein kleines, armes Mädchen streckt endlich schlichtern die Finger in die Höhe: „Sie konnten die Miethe nicht bezahlen!“ lautete die Antwort.

Das arme Kind sprach aus Erfahrung.

Alte Gesundheitsregel.

Der unmäß' Zorn sei von dir weit,
Der Sorgen hüt' dich allezeit,
Halt mäßig Mahlzeit, sitz nicht lang',
Flieh Mittagsschlaf, er macht dir bang.

Prinz-Regent Friedrich von Baden

und

Luiſe von Preußen.

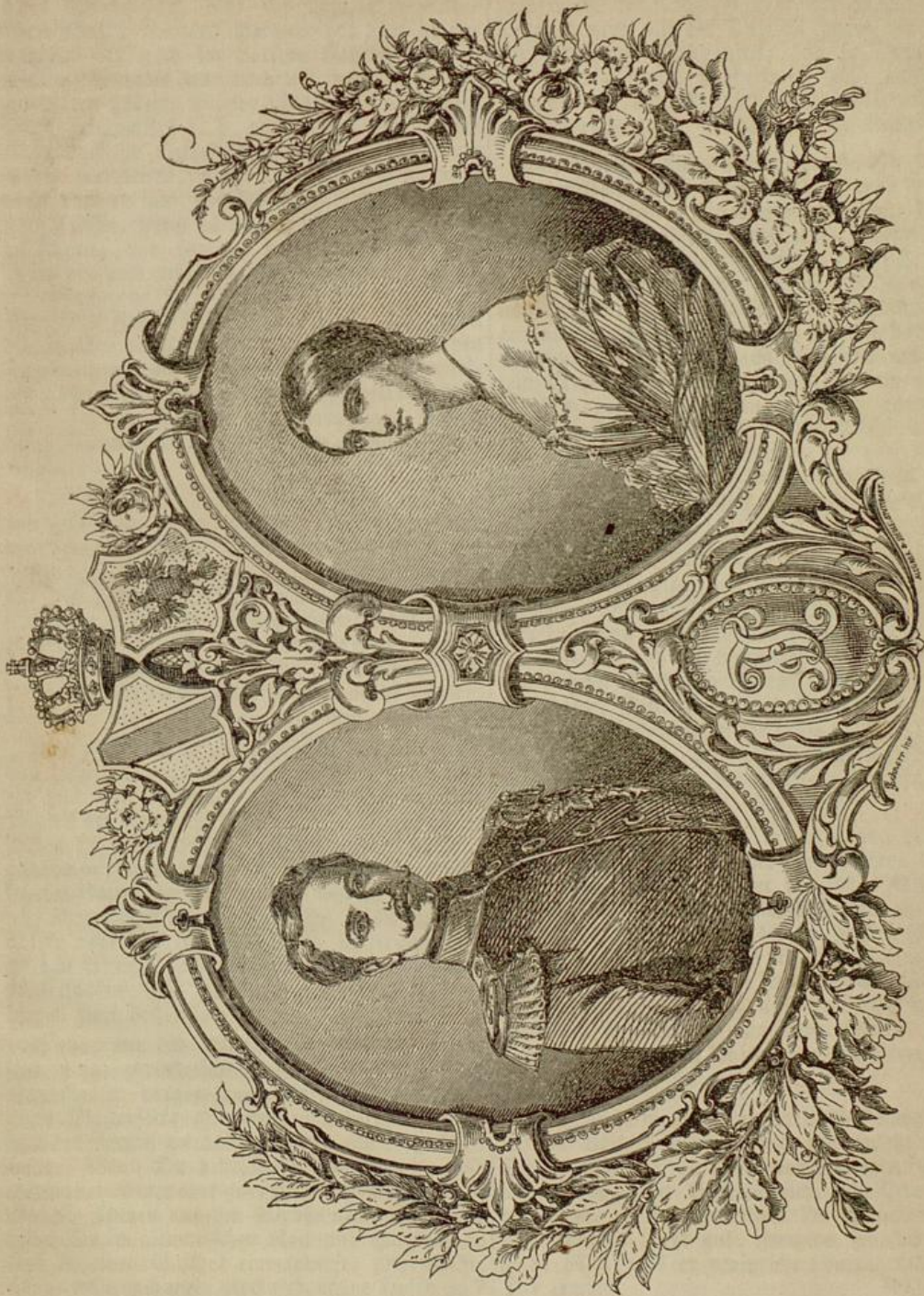
Froh begrüßt wurde im ganzen Lande Baden die Kunde von der Verlobung Seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten mit der erlauchten Tochter des Preußischen Königshauses, und allenthalben in freudiger Theilnahme ward die am 20. September vollzogene Vermählung des theuern Paares von allen Badenern mitgefeiert. Die Tochter des königlichen Hauses Preußen, die Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen, Luiſe Marie Eliſabeth geboren den 3. Dezember 1838, reicht dem Regenten Badens die Hand zu einem Bunde, der ihr eigenes Glück ebenso sehr begründen soll, als, wie wir dies fest überzeugt sind, das Glück des badischen Volkes und Landes. Ist ja doch der hohe Vermählte ein edler Sproß aus dem uralten, aber noch in voller Lebensfrische blühenden Zähringer Stamme, aus dem Zähringer Stamme, der seine Wurzeln in den ältesten Zeiten des Allemannenvolkes getrieben, und der, wo wir ihm begegnen, in alter wie neuer Geschichte, sich auszeichnet auf dem Ehrenfelde kriegerischer Tugenden, wie auf dem friedlich bürgerlicher Staatsklugheit, auf dem Gebiete treusorgender, hingebender Liebe zu den Untergebenen, wie auf dem persönlichen und häuslicher Trefflichkeit und Sitte. Ja, die Namen der Zähringer haben zu allen Zeiten gegläntzt in den Blättern der Geschichte, unter den Kronenträgenden Häuptern des weiten deutschen Vaterlandes.

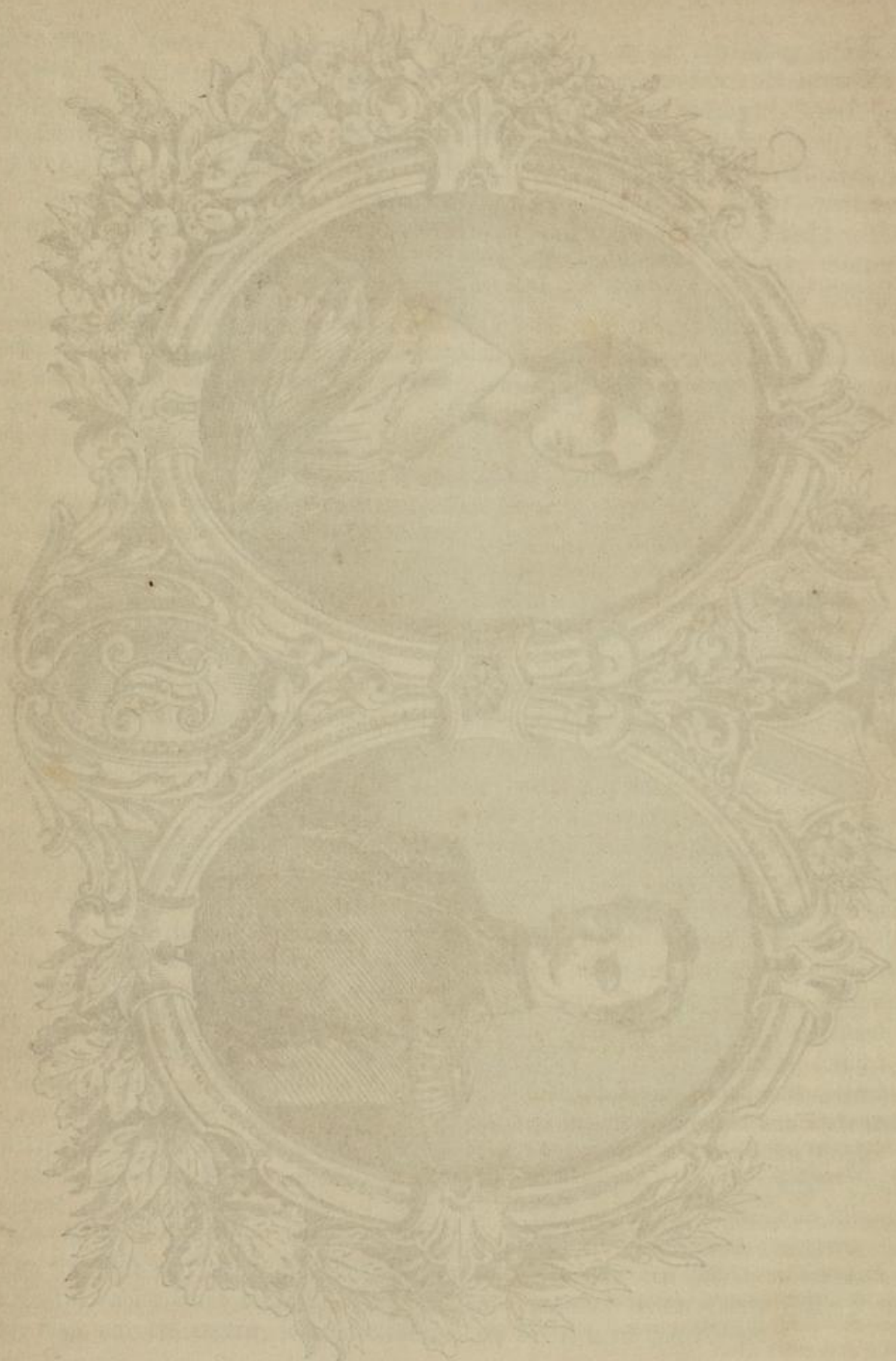
Es kann und soll nicht die Aufgabe eines öffentlichen Blattes sein, Lebenden Weibrauch zu streuen, und der Hinkende Bote ist wahrlich kein Freund jener elenden Schmeichelei, die eines deutschen Mannes unwürdig ist, und in den Augen jedes hellsehenden und hochherzigen Fürsten als eine Entwürdigung der Mannesehre und Menschenwürde nur verächtlich erscheinen muß, und darum sagen wir nur, daß das, was bisher von unserem theuern Regenten Prinzen Friedrich ausgegangen, uns zu der frohen Hoffnung berechtigt, auch er werde einst in den Büchern der unparteiisch richtenden Geschichte unter den Sternen des Zähringer Stammes glänzen.

Nicht minder stolz und freudig aber bewegt sich jedes Badeners Herz, bei dem Namen der hohen Lebensgefährtin, welche sich unser erlauchter Prinz erkoren. Aus dem gleich edlen Stamme der Hohenzollern ist sie entsprossen, die Burg ihrer Ahnherrn steht seit mehr als 1000 Jahren in unsern süddeutschen Gauen, und blickt jetzt wieder, seit einigen Jahren in die Hände der preußischen Hohenzollern zurückgegeben, neu aufgebaut friedlich hinüber in's württembergische Land und herüber nach dem Lande, in dem Preußens Tochter ihre neue Heimath gefunden hat.

Auch die Namen des Hohenzollern'schen Stammes stehen auf den Blättern der Weltgeschichte geschmückt mit dem reichen Ehrenkranze fürstlicher und menschlicher Tugenden, Preußen ist groß geworden durch diese Tugenden seiner Herrscher, verbunden mit denen eines edlen und strebsamen Volkes. Mit Stolz nennt nicht nur Preußen, sondern ganz Deutschland einen Friedrich den Großen und eine Königin Luiſe als die Seinen, mit Stolz gedenkt ganz Deutschland jener todesmuthigen Erhebung des ganzen preußischen Volkes bei dem Aufruf seines Königs wider das drückende Joch frembländischer Herrschaft, und mit Stolz, wenn auch mit wehmüthigem Stolze, gedenken wir Alle noch jener kaum vergangenen Tage, wo Preußens und Badens Söhne an den Ufern der Nordsee Hand in Hand die Bahn deutscher Ehre und deutschen Rechtes zogen. Hoch trägt Preußen die Fahne geistiger Aufklärung und Gesittung, die Fahne ächter Kunst und Wissenschaft, und was für den Süden Deutschlands das kernhafte Schwaben- und Allemannenvolk, das ist für den Norden das hochherzige und strebsame Preußenvolk geworden. Darum begrüßten wir Alle mit inniger, aufrichtiger Freude diesen Bund der Herrscher, der auch mehr und mehr ein rechter Bund der Völker werden möge, denn in diesem Bunde liegen Keime der Zukunft nicht nur des engern, sondern vielleicht auch des weitem Vaterlandes.







Deutsche Volkstrachten.

„Kleider machen Leute“, lautet ein altes deutsches Sprüchwort, und ein witziger deutscher Schriftsteller Namens Rabener hat dies in gar witziger Art noch im vorigen Jahrhundert bewiesen. Damals war nach und nach in die sogenannten höhern Stände die französische Modesucht gekommen, d. h. die Gewohnheit, allen Geschmack in Betreff des äußern Anzugs von Paris herzuleiten, nichts gut zu heißen, was nicht dorthin kam, und Alles, auch das Albernste und Tollste, wenn es nur von Paris war, schön zu finden, und sogleich nachzuäffen. Da galt heute die hoch aufgestraubte Titusfrisur, morgen die festergroße Perücke und in acht Tagen der ellenlange Zopf für das allerschönste, jetzt liefen die Weiber in Reifröcken umher, daß man den Hauseingang zum Scheurenthor hätte machen sollen, und jetzt wieder galt eine spindeldünne Gestalt, so ungefähr von der Form eines verkleideten Wegweiserpfeilers für den Ausbund aller Schönheit.

Ja, wirst Du, lieber Leser, sagen, das war vor 100 Jahren, jetzt im 19ten Jahrhundert sind wir doch um etliche Prozente vernünftiger geworden. Theilweise magst Du Recht haben; Du und der hinkende Bote, und da und dort Einer, die haben das Modejoch abgeschüttelt, die haben es erkannt, daß die Modenarrheit eben auch eine von denjenigen Narrheiten ist, die man nicht nach Illenau schießt, und daß Kleider vielleicht Leute, aber doch nicht Menschen machen.

Aber gehe doch in unsere Städte und Städtlein und siehe da, wie von halb zu halb Jahr bald der Hut, bald der Rock, bald die Hosen, bald der Mantel der sogenannten Männer — Mannsbilder sollten sie besser heißen — einen andern Schnitt annehmen, wie heute der Hut wie ein umgekehrtes Butterständchen, morgen wie ein Ofenrohr und übermorgen wie ein Zuckerhut schön ist, wie unsere deutschen Jünglinge bald in Fruchtsäcken an den Weinen, bald mit dünnen Spinnenbeinchen umherlaufen, und gar große Weiberhalstücher tragen statt des Mantels.

Siehe, wie die Weiberhüte ähnlich sind — jetzt einem zurückgeschlagenen, jetzt einem beim Regenwetter vorgezogenen Kutschenverdeck, wie heute Wallersäcke und morgen Leberwurstbärme statt der Ärmel getragen werden, und dergleichen mehr. Wenn Du heutzutage daherkämeest, wie ehedem dein Vater oder gar dein Großvater, würden Dir die Buben auf der Straße nachlaufen, und wenn Du im altmodischen Rock und Hut gar zu Fuß in einen Gasthof einwanderst, und denkst: „Was geht euch mein Rock und meine Hosen an?“

Mein Geld ist so gut wie anderes, — so kommt Dir eben doch der Herr Oberkellner schon von Weitem mit gerümpfter Nase und spöttisch verzogenen Mundwinkeln entgegen, und quartirt Dich hinten hinaus mit der Aussicht gegen den Hof und Stall und Misthaufen; und so könnte der Kalendermann noch hunderterlei Fälle anführen, in denen der alte Rabener Recht behält mit seinem Sprüchwo. te: „Kleider machen Leute“.

Der hinkende Bote ist aber darum ein so abgesetzter Feind aller Modenarrheit, weil ihm als gutem Deutschen alle solche Nachäfferei, besonders der leichtfüßigen Franzosen zuwider sind, und weil er meint, ein Mensch, der sich so in allen äußerlichen Stücken nur nach Andern richtet, anstatt nach dem, was er selbst einmal als gut und zweckmäßig und schön erkannt hat, ein Mensch, der so über Nacht seine Meinung und sein Urtheil wechseln kann, wie man einen Rock wechselt, der kann auch in geistigen, innerlichen Angelegenheiten wohl nichts anderes sein, als ein schwankendes Rohr im Winde, bei dem können nicht Herz noch Kopf auf dem rechten Fleck sitzen, wenn ihm auch der Rock und der Stiefel noch so gut sitzt.

Da, lieber Leser, loben wir uns die ehrenfesten Volkstrachten, die wir noch in manchen Gegenden unseres Vaterlandes finden, und die um so treuer und unveränderter festgehalten werden, je fernhafter und unvermischter, und unberührter von äußern Einflüssen sich ein Volk erhalten hat. Gebräuche, Sitten, Lebensweise, ja selbst Tugenden und Laster gehen vielfältig mit der Tracht gleichen Schrittes, und oft ist dieselbe daher der äußerliche Ausdruck, das sichtbare Gepräge des Volkscharakters.

Da prägt sich schon in der Kleidung die heitere Lebensfrölichkeit, oder der trockene Ernst, die trotzhende Naturkraft oder die sinnige Gemüthlichkeit, die buntfarbige Aeußerlichkeit oder still innerliches Seelenleben, da in grellen Farben und geschmeidigen Formen die lebenswarme, glühende, künstlerisch begabte Natur des Südländers, dort in dunklern Farben und einfachern minder gefälligen Formen die nüchternen, kälteren, mehr nach innen gewendete Anschauung des Bewohners nördlicher Erdstriche aus.

Doch, nicht wahr, lieber Leser, Du mußt lange auf die Volkstrachten warten, und zuletzt wirfst Du in Ungebuld den Hinkenden hinter den Ofen, daß er vor lauter Borrede nicht zur Rede kommen kann. Nein, das thust Du nicht, — wir sind schon zu lange gute Freunde, und der Hinkende hält, was er verspricht, darum betrachte Dir einmal



Steyermark südlich von dem eigentlichen Erzherzogthum Oesterreich gelegen, gegen Osten von Ungarn begränzt, ist eines der höchsten Gebirgsländer des österreichischen Kaiserstaates, etwa so groß wie unser Großherzogthum Baden, aber nicht so bevölkert.

Die höchsten Gebirge sind die steyerischen Alpen und der Semmering. Das Land ist fruchtbar und, so weit es die Gebirgsnatur erlaubt, durch die fleißige Hand der Bewohner angebaut; auf den Alpen wird mehr Viehzucht, in dem südlichen Theil viel Weinbau getrieben. Außerdem liefert das Land sehr gutes Eisen, und die Eisenwerke und Stahlfabriken bilden daher den wichtigsten Theil der gewerblichen Thätigkeit des Landes. Mancher Leser hat eine Steyermarker Sense im Haus ohne es zu wissen.

Die Einwohner, früher größtentheils evangelisch, jetzt aber ausschließlich katholisch, haben viele Ähnlichkeit mit den Tirolern. Wie bei diesen hat die wilde und doch so freundliche Gebirgsnatur die Steyermarker zu einem heitern, kräftigen, lebensfrischen Volke gemacht. Noch vor vielen andern Völkern hat sich bei diesem ein gesunder Lebensfern in Leib und Seele erhalten, an den Gefahren, welche ringsum in seinen Alpen ihn umgeben, ist sein Muth, seine Entschlossenheit groß geworden,



die heitere Gebirgsnatur, die den Menschen gleichsam tiefer in das stets offene Auge Gottes blicken läßt, hat auch in ihm einen heitern, fröhlichen Sinn und ein treues, redliches Gemüth bewahrt, und auch an diesem Völklein, in dessen Mitte der treuerbige Erzherzog Johann von Oesterreich so gerne, wie unter seinen Kindern lebt, bewährt sich's, daß der Mensch, der so recht am Herzen der Natur und schönen Gotteschöpfung liegt, gewöhnlich auch dem Herzen Gottes um so näher ist.

Da steht auf unserem Bildchen ein kräftiger Steyermarker, halbhohe Schnürstiefel und kurze Beinkleider mit der kleidsamen Tacke zeigen uns seine gedrungene, feste Gestalt, der breitkrämpige Hut mit Auerhahnensfeder beschattet sein stets mit dem Schnurrbart geziertes Gesicht, in der Hand trägt er den unzertrennlichen Gefährten seiner Gebirgswanderungen, den eisenbeschlagenen Hakenstock. Neben ihm steht eine frischwangige, blauäugige Steyerrin und vor ihm sitzt eine ältere Person, in hübscher, geschmackvoller Tracht, deren bunte Farben, die Du, lieber Leser, Dir freilich denken mußt, ganz zu dem lebensfröhlichen Sinn unserer Alpentöchter passen, welche so gut, wie die wandernden Tiroler, in der Ferne uns Bewohner ebenerer Gegenden, oft mit ihren ländlichen Gesängen ergötzen, und in die Seele des Zuhörers



oft das eigenthümliche Heimweh nach den Bergen zu erwecken wissen, welches sie von allen ihren Wanderungen immer wieder heimzieht auf ihre sonnig heitern Alpen

In dem zweiten Bildchen führen wir den Leser in ein ander österreichisch Kaiserland, nach Böhmen. Dieses Land str.ckt sich von allen Provinzen O. sterreichs am weitesten in das eigentliche Deutschland, gegen Preußen, Sachsen und Baiern herein, und daher ist seine Bevölkerung theils deutschen, theils czechischen Ursprungs.

Auch hier, wie sonst so häufig, hat das deutsche Element im Volke in vielen Stücken den Vorzug vor dem czechischen. In Gewerbfleiß, Bildung und geistiger Begabung steht der Deutsche voran, und seine ganze äußere Erscheinung macht einen ansprechendern, wohlthuendern Eindruck als diejenige des nichtdeutschen Böhmen, dessen Charakter überhaupt weniger zutraulich und zuverlässig ist.

Die Tracht der Deutschböhmern, obwohl in manchen Gegenden etwas verschieden, ist doch in der Hauptsache so, wie sie auf unserem Bildchen dem Leser vorgestellt ist. Der lange Rock des Mannes ist blau, die Weste dunkelfarbig, die ledernen Hosen gelb oder schwarz, die Haube der Frau vorn mit breiten Spigen, und hinten mit einem goldgewirkten oder gestickten Anhang, die Bocke kurz, der vielfaltige Rock blau und farbig gestreift.



Nur zur Vergleichung haben wir dem Leser die beiden vorhergehenden Bilder gegeben, wir wollen jetzt aus der weiten Ferne heimwärts ziehen in unser trautes Heimathländchen, dessen Naturschönheiten und Menschen wir so gerne übersehen und vergessen, um in der Fremde zu suchen, was wir wenigstens eben so schön, wo nicht schöner und anziehender zu Hause finden könnten. Welchen bunten Wechsel der Volkstrachten bietet uns dieses badische Land, von der ächtvolkstümlichen Tracht des kräftigen Hauensteiners bis zu der leichten, gefälligen Kleidung des Hanauers, von dem absonderlichen Kopfsputz der Schwarzwälderin bis zu dem bescheiden bürgerlichen Anzuge des Odenwälders!

Hat auch hier überall schon das neumodische Wesen mancherlei Alterthümliches verdrängt, so ist doch noch so viel Aechtvolkstümliches geblieben, daß es sich der Mühe verlohnt, einige Proben davon dem Leser mitzutheilen.

Hier haben wir zunächst ein kräftig Pärlein Schwarzwälder Wirthsleute

aus der Gegend von Schramberg im Schiltacher Thal. Man siehts den Leuten an, daß sie zu den verständigen, gewerbfleißigen, und darum auch wohlhabenden Bewohnern unseres Vaterlandes gehören. Der Mann hat sein kleines Hütlein fest auf dem Kopfe sitzen, den schwarzen Rock hält

er so recht bequemlich auf dem Rücken zusammen, und zeigt die blaugraue Weste und die kurzen Hosen, und die silbernen Schuhschnallen, und schaut so recht klug und behäbig in die Welt, daß man's ihm auf hundert Schritte ansieht, er ist entweder ein Wirth, der sein Schäflein im Trocknen hat, oder gar der Bürgermeister in eigener Person. Und die Frau Bürgermeisterin oder Wirthin neben dran, mit dem hohen schwarzen Kopfsaat, der gelben Tacke, dem gelben Brustlatz, dem blauen Rock und der rothen Schürze, blickt nicht auch sie so freundlich um sich her, und zugleich auch so herzlich, daß man in der That in Zweifel kommen könnte, ob sie nicht ein gut Theil des Hausregimentes in ihrer Hand hat!

Da, lieber Leser, steht ein anderes Bild vor deinen Augen; wenige Stunden oberhalb Triberg, bei Furtwangen ist ihre Heimath.

Ob sie eine Ehe- oder Wittfrau ist, weiß der Hinkende Vote nicht genau, aber eins von beiden, und jedenfalls eine gute Hausfrau, denn sie steht im Geflügelhof, und man sieht es ihr an, daß sie eine Freude hat an ihren Küchlein, und eine rechte Sorge zu ihnen.

Der gelbe Strohhut auf ihrem Kopfe ist eigenes Machwerk, denn sie ist aus der Gegend, in welcher neben Holzwaarenarbeiten und Uhrenmacherei besonders die Strohflecherei betrieben wird. Der Rock ist gelb mit farbigem Saum, die Schürze weiß mit Stickerei, das kurze Bäckchen violett, das Nieder roth mit blauen Schleifen, die Strümpfe dunkelroth.

Aus dem Innern des Schwarzwaldes ziehen wir jetzt nach der südlichen Grenze, nach dem Rhein und der Schweizergrenze zu. Da liegt auf und an den hohen Ausläufern des Schwarzwaldes die ehemalige Grafschaft Hauenstein, rheinaufwärts bis Waldshut, rheinabwärts bis Säckingen sich erstreckend. Der Hauptfluß des Landes, die Alb, fällt bei Albrück in den Rhein. Das Ländchen zeigt uns auf seinen Höhen und in seinen Hochthälern eine rauhe, wilde Gebirgsnatur, in seinen Niederungen und Thalebenen den üppigen Wuchsthum des Flachlandes. Die hauptsächlichste Gewerbsthätigkeit, besonders der obern Bewohner des Hauensteins ist, außer Küblerei und Nagelschmiedekunst, das Wollspinnen, Seidekämmeln und die Baumwollweberei. Die Beschaffenheit des Ländchens und die Verschiedenartigkeit der Bewohner bewirkt einen großen Wechsel von Armuth und Reichthum.

In frühern Zeiten stand die Herrschaft Hauenstein als ein Theil des Albgan's unter einem von den deutschen Kaisern gesetzten Gaugrafen, seit den Zeiten Rudolfs von Habsburg bildete sie einen Theil der Besitzungen des Hauses Habsburg, oder des österreichischen Regentenhauses,

Hauensteiner.



und es entwickelte sich unter ihnen eine Art republikanischer Verfassung, mit ziemlich selbstständigen Rechten der einzelnen Thal- und Gemeindeinnungen, alles jedoch unter der Oberhoheit des Erzhauses Oesterreich. Zins und Steuer zahlten sie außerdem theils an einzelne Herren, theils an die Abteien zu St. Blasien und zu Säckingen. Die Hauensteinische Einung, bestand aus acht kleinern, deren jede ihren Einungsmeister frei wählte. Diese acht wählten wieder unter sich den Redmann, oder obersten Leiter des Ganzen.

Schlimme Zeiten entstanden aber bald aus den Streitigkeiten mit dem Kloster zu St. Blasien, noch schlimmere aus den Bewegungen der Reformation, welche auch hier ihre Wurzeln geschlagen hatte, und aus den Stürmen des Bauernkriegs. In dieser Zeit gründete sich auch ein geheimer religiös-politischer Bund „Salpeterer“ genannt, welcher blutige Tage des Bürgerkrieges über das Ländchen brachte, in seinen Folgen bis auf unsere Tage sich erstreckt, und in zerstreuten Gliedern noch fortlebt, welche nur den Kaiser und Papst als Obrigkeit anerkennen, und mit Auversicht auf die Rückkehr der alten Zeiten hoffen. Die eigenthümliche Geschichte dieses Völkchens hat mit der Zeit auch manche Schattenseiten des Charakters herauszubildet, welche in Verbindung guter Eigenschaften, uns in dem Charakter des



Hauensteiners ein eigenes Gemisch von Treuerzigkeit, Offenheit, Freundlichkeit mit Schlaueit, Verschmittheit und Barscheit darstellen.

Jedenfalls ist das ganze Wesen dieses eigenthümlichen Völkchens so merkwürdig, als seine absonderliche Tracht, welche, mehr als jede andere Schwarzwäldertracht das unveränderte Gepräge des Alterthümlichen an sich trägt, und bei deren Anblick wir uns in die Zeiten vor 3—400 Jahren zurückversetzt glauben.

Der Mann trägt ein rothes Brusttuch, schwarze, gefältelte, kurze Pumphosen, Hohen genannt, eine schwarze, langschößige Jacke mit Taschen, weiße Strümpfe, Schuhe mit rothen Laschen, und einen niedern, breitkrämpigen Filzhut, die ledigen Bursche außerdem noch einen weißen Spitzenkragen, und statt des Hutes eine sammetgrüne, goldverbrämte Pelzmütze.

Die Tracht der Frauen und Mädchen ist sehr verschieden. Jene tragen, außer rothen Strümpfen, fast alles schwarz, diese aber blaue Röcke, rothe Jacke mit Sammetbesatz, und gesticktem Brusttaf, grüne Schürze, weiße Strümpfe und Schuhe mit rothen Laschen, silberne oder messingene Gürtel und eigenthümlich geformte Kappen auf dem Kopfe.

Doch verschwindet auch diese merkwürdige Volkstracht nach und nach.

Endlich, lieber Leser, bringe ich Dir noch für dieses Jahr das Bild eines Odenwälders.

Es ist ein Dorfschulz aus der Gegend von Weinsheim, im einfachen weißwollenen oder leinenen Rock, blauem Weste mit Metallknöpfen, gelbledernen Hosen und hohen Stiefeln statt der dort gewöhnlichen Schuhe. Der Mann steht vor uns in Amt und Würde, den Dreispitz auf dem Kopf und hat Einen vor, dem er scharf in's Gesicht sieht, und wahrscheinlich ebenso scharf in's Gewissen reden wird. Doch das geht uns nichts an, darum lassen wir die Leute allein, und gehen unseres Weges fürbaß.

Das nächste Jahr, lieber Leser, so Gott will und wir leben, soll eine Fortsetzung folgen.

Erzählungen aus Frig Müller's Oekonomie.

3. Wie er sein Vieh hält.



Der geneigte Leser wird erstaunen, daß er Frig Müller nun schon im dritten Jahre beim Schwanenwirth sitzen sieht. „Ich wette darauf“, wird er denken, „der Durst ist ihm auch zur Gewohnheit geworden, wie jedem Andern, der die Keble zu viel neßt. — Zu! so gefährlich ist es nicht! Wär's nicht Markttag zu Offenburg gewesen und er hätte dem Michel eine hübsche Kuh, der Gemeinde einen Fassel kaufen helfen, — er würde noch bei seiner Arbeit schwinen.“

„Müller“, sagte Michel, „die Kuh ist recht und ich danke Dir für den Beistand. Nur die rothbraune Farbe und der kleine Kopf will mir nicht recht einleuchten. Ich hab' immer gelbe Schrecken gehabt und andre wollen mir nicht gefallen. Doch lieber noch einen rothen Scheck, als so schwarzgraue Kühe, wie sie beim Posthalter in Achern stehen. Weiß Gott, — so möcht' ich keine im Stalle stehen haben!“

„Hast Du auch schon einmal die Milch gesehen, wenn der Herr Posthalter melken läßt?“ fragte Müller, „war die auch so schwarz wie seine Kühe?“

„Warum die Milch?“ meinte Michel, „die wird sein wie jede andere auch.“

„Nun, wenn nur die nicht schwarz ist“, versetzte Müller, „so wird's die Butter auch nicht werden, und Renchner Rahmkäse kann man auch daraus machen! Also die Farbe wird nicht so viel zu sagen haben. Weiß nicht Sepperles Philipp mit seinen rothen Haaren auch, daß zweimal zwei vier ist und ist er nicht der gescheidtsten Eimer im ganzen Ort? und ist nicht unser Herr Schullehrer kohlrabenschwarz und kann's Einmaleins besser, als wir?“

„Du hast freilich recht“, sagte Michel, „und ich will mir die Farbe noch gefallen lassen, — aber der kleine Kopf! Was wird da ein Kalb wiegen und schwere Kälber gelten doch ein größer Stück Geld!“

Müller lachte, als wenn's schon einen rechten Kalbsbraten zu verzehren gäbe.

„Ja, wenn's nur die Köpfe ausmachen würden“, sagte er, „aber der Metzger weiß, daß man auf die Kindtaufe und Hochzeit nur den Schlegel, und nicht den Kopf zum Braten will. Und was die Kunden suchen, sucht auch der Metzger.“

Das ist's aber nicht allein, warum ein Stück Vieh an den Hintertheilen stärker sein soll, denn wenn man Milch haben will, darf's Euter nicht fehlen, und die Milch entsteht nicht im Kopf, sondern über dem Euter, also zwischen den Hinterschinken. An einem kleinen Faß hilft aber ein großer Kr ahnen nichts.

In einem schmalen Leib kann auch kein großes Kalb getragen werden, und fällt's einmal groß aus, dann geht erst recht die Noth bei der Geburt an. Wär' nur der große Kopf nicht, denkt man dann, und was hilft mich's Kalb, wenn ich die Kuh verlier'!“

„s ist wohl wahr“, versetzte Michel, bei der Kuh magst Du Recht haben, beim Fahren aber ist's doch anders. Hätt' ich in Offenburg den Handel stören wollen, ich hätt' gern auch ein Wörtlein dreingeredet, denn das gefiel mir, was der Rentmeister sagte: ein Stier muß hinten leicht, und darf auch spitzig und schwach sein, wenn er nur einen breiten Kopf und starken Hals hat. Vorn muß das Muster recht, wild muß ein rechter Stier sein, und's Feuer liegt und brennt im Kopf!“

„Wie die Lampe am Docht brennt“, sagte Müller, „großer Docht und wenig Del macht aber nicht lange hell. Ich habe auch als gemeint, nur der Kopf recht dick, aber dort, wo ich die Papierfenster für Tabaksbeete gesehen, dort gib't's auch Kühe, die Jahr aus Jahr ein ihre 8—10 Maas Milch geben; als ich da einmal einen Holländer fragte, woran er es kenne, ob eine Milchkuh gut sei und wie er einen Stier auswähle, so sagte er: Da sieh die „schwarze Lise“, so nannte er die Kuh, neben der wir gerade standen, — was die für ein fein Köpfchen

hat, schmal und zart wie ein Hirsch, und wie gutmüthig sie uns ansieht. So muß eine Milchkuh sein. Da fühle einmal die zarte, dünne und doch straffe Haut, die zarte Wamme, schöne Brust, wie voll sie ist am Bug und in den Flanken, was sie für ein breites Hintertheil hat, und da sieh einmal die feinen Knochen in den Beinen, — denn wozu, sagte er, soll ich mein Futter in schwere Knochen stecken, mir ist die Milch und dem Metzger das Fleisch lieber.“

Nun trat er hinter sie, und zeigte mir den dünnen, langen Schwanz und sprach: mein alter Freund sagt von einer guten Milchkuh: sie sei freundlich von vorn und ernsthaft von hinten — und er hat wahrhaftig recht. Und da sieh einmal den Spiegel, wie breit und gleichmäßig, sagte er, und zeigte mir die feinen Haare, die vom Euter zwischen den Schenkeln herauf aufwärts gewachsen sind, und mit den andern Haaren am Schenkel einen Wirbel machen. So ein Spiegel ist ein gutes Zeichen, wenn er da ist; fehlt er, so hat's nicht immer viel zu sagen.

Der Arnheimer Bauer hätte gerne still geschwiegen, denn rebhelig ist so ein Holländer nicht, aber ich fragte gleich weiter, wie es mit dem Stiere gemeint sei, was er bei ihm für ein gutes Muster halte, denn der gäbe ja doch keine Milch.

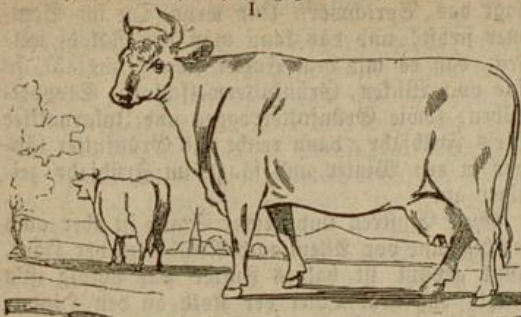
Freilich nicht, sagte er, so wenig wie der Bock, allein der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wenn der Stier ein Dickkopf war, wird auch seine Tochter nicht anders. Auch ein Stier muß fein sein am Kopf, breit an der Brust, und stark am Hintertheil, denn dann springt er leicht und jede Kuh trägt ihn gut, weil er sich selbst besser tragen kann. Ein feuriger aber kein falscher Blick gehört auch dazu. — Als er dies sagte, trat er zu seinem Stiere, dem er eben misen wollte, und welschte mit ihm holländisch, als ob er und sein Stier die besten Cameraden wären, streichelte ihm am Kopfe, krazte ihm hinter den Ohren, und sie thaten zusammen, als ob er den Stier und der Stier sein holländisch Gewälsch verstände.

Ja, ja, sagte er zu mir, ein Stier ist selten falsch, wenn's sein Herr nicht war, mein Mummer weiß, daß er's beste Stroh und beste Heu von mir bekommt, was ich ihm geben kann. Wie man's Vieh behandelt, so gibt sich's.

Das hab ich mir hinter die Ohren geschrieben und finde jährlich mehr, daß der Holländer recht hat, fuhr Müller fort, — und wurde gerade mit der Zeichnung fertig, die er unwillkürlich angefangen hatte, so schwer ihm auch die Hände vom Zackern waren und so unbeholfen's mit der Kreide gehen wollte.

Im Eifer war Kuh und Stier (I, II) so schön geworden, als ob sie ein Maler gemacht hätte und der

Kalendermacher will sie hierher drucken sammt dem Stier, den Michel (III) gezeichnet hatte.



II.



III.



„So einen geraden Rücken“, fuhr Müller fort, „als wenn er nach dem Lineal gemacht wäre, den haben die Metzger gerne, doch darf er bei einer rechten Milchkuh wohl auch eingesenkt sein. Ist noch das Euter voll und zart, aber schlaff nach dem Melken, dann kann's nicht fehlen, wenn nur Futter und Tränke nicht mangelt.“

„Das Tränken“, meinte Michel, „hätte schon keine Noth, denn das Wasser ist Gottlob noch umsonst, aber das Futter! Was machen, wenn's eben nicht reichen will? Wie Du auch in schlechten Jahren so gut durchkommst, das kann ich nicht begreifen. Diesmal freilich bin ich, Gott sei Dank, auf deinen Rath gut aus dem Winter gekommen und habe zum erstenmale keine Borgschulden*).

*) Der Kalendermacher hat Michel zu Hause besucht und gefunden, daß er Müllers vorjährigen Rath getreulich befolgte, kein Wunder also, daß es ihm jetzt besser ergeht. —

wenn aber einmal ein schlechtes Futterjahr kommt und das Futter nicht reichen will!“

„Das ist freilich ein schlimmer Umstand“, sagte Müller, „und beim Apotheker ist keine Mixtur dafür zu bekommen, das Kräutlein, was hilft, wächst nur im Felde. Die Hauptsache ist, daß man weiß, wie viel man Futter zu verfüttern hat und daß man daher im Spätjahre sich genau berechnet, wie weit es reichen wird.“

„Dazu braucht's nicht viel Berechnen“, dachte Michel, „denn wenn's im Frühjahr nicht langt, erfährt man's genauer, als mit allem Rechnen.“

„Das ist zu spät“, versetzte Müller.

„Zu spät? Ich meine's wäre jeden Tag zu früh, wenn man's merkt, — je später, desto besser!“

„Darin liegt gerade der Fehler“, sagte Müller, „und darin hat der Kalender recht, mit dem, was er im Dezember über Feld und Garten geschrieben hat, daß man schon im November rechnen und eintheilen soll, damit man im Frühjahr nicht Noth leide. Wer jährlich 365 fl. braucht, reicht auch mit 300 fl., wenn er gleich im Anfang zu sparen beginnt und täglich nur 50 fr. ausgibt. Braucht er aber alle Tage seinen Gulden, dann hat er vom 300sten Tage an nichts mehr und die letzten 65 Tage muß er darben. So geht's mit dem Vieh. Da wird in's Blaue hinein aufgesteckt, und wenn's allmählig Februar wird, dann sieht man in Kaufe und Trog fast nur noch Stroh! Die Kuh soll aber immer Milch geben! Gerade das Stroh füttere ich, wenn's Mangel hat, schon im Vorwinter nebenbei, denn dies wird alle Tage geringer und altes Stroh füttert schlechter, als neues.“

Michel: Schon recht, wenn sich's so ausklügeln ließe, aber im Barren und Keller sitzt alles untereinander, wer will da wissen, wie viel Heu, Stroh, Rüben und Kartoffeln vorhanden sind.

„Freilich weiß man's nicht“, sagte Müller, wenn's eben drunter und drüber sitzt. Ich richte aber schon beim Einsetzen in die Scheuer Alles so, daß ich übersehen kann, wie groß der Vorrath ist, ich schreibe auf, wie viele und wie starke Fuhren Heu ich einthue, wie viel Garben Frucht, wie viel Körbe voll Dickrüben und Kartoffeln. Daraus hab ich dann leicht meine Eintheilung machen.

Es ist aber nicht gleichgiltig, ob man bald viel, bald wenig füttert, und füttert man eine Zeitlang zu wenig, so hört allmählig aller Ertrag auf, das Euter schrumpft ein, und die Kuh wird nie mehr, was sie war. Das Thier muß erst leben, ehe es Milch geben kann, und nur was es mehr Futter erhält, gibt Milch.

„Das mag freilich sein“, versetzte Michel, „bei uns Menschen ist es auch so. Mancher arme Teufel ist so schlecht genährt, daß er noch fortlebt, aber zum Schaffen fehlt's ihm an Armschmalz, wie man sagt, und einen ausgehungerten Knecht will kein geschaid-

ter Bauer dingen, weil keine Post mehr bei ihm anschlägt."

"Leider! so ist's", sagte Müller, "und nicht anders bei der Kuh. Ein geschickter alter Landwirth, der schon zu unsern Vätern versammelt ist, der hat darauf sein Lebenlang Acht gehabt und gefunden, daß eine Kuh für jede 100 Pfund, die sie wiegt, 3 Pfund Heu frist, also wenn sie 700 Pfund wiegt 21 Pfund Heu, und daß davon die Hälfte nur für's Leben und die Erhaltung dient, die andre Hälfte aber Milch gibt oder mästet."

Michel: "Ob man aber das weiß oder nicht, wozu hilft's?!"

Müller: "Ei, überlege einmal! Wenn man doch weiß, bei wieviel Futter erst das Milchen anfängt, dann weiß man auch, wie viel man füttern muß, wenn man Nutzen haben will. Gib einer solchen Kuh nur 10 Pfund Heu, so ist alles Futter verloren, gib ihr 15 Pfund, so hast Du nur von dem dritten Theil deines Futters Nutzen, gib ihr aber 21 Pfund, so hast Du für die Hälfte deines Futters Milch! Also reichlich füttern bezahlt sich besser. Von einer Kuh gut gefüttert, hat man also mehr Nutzen, als von 2 Kühen schlecht gefüttert. Gibst Du zwei solchen Kühen zusammen 20 Pfund Heu, so hast Du keine Milch, gibst Du einer Kuh so viel, so hast Du reichlich Milch."

Michel: "Müller! Du machst mir Vieles klar. Jetzt weiß ich, warum bei wenig Futter eine kleinere Kuh vorzüglicher ist, als eine große und warum bei mehr Futter eine rechte Kuh noch besser, als zwei."

"Wie viel man aber füttert, macht's nicht allein aus, auch die Ordnung gibt Milch", fuhr Müller fort. "Nur nicht heute viel, morgen wenig und nur alle Tage zur gleichen Stunde, denn das, Michel, hast Du auch schon erlebt, daß wenn's über Essenszeit hinaus war, Dir's nicht mehr so schmeckte. Und wie's schmeckt, so schlägt's an! Gerade wie mit dem Futter ist's mit dem Saufen. Ordnung darin ist eine Hauptsache. Viel Saufen gibt aber viel Milch. Nur hüte Dich, wenn die Kuh warm im Stalle steht, oder vom Stalle kommt, sie zu kalt saufen zu lassen. Ich lasse das Wasser immer im Trog überschlagen und gebe es im Winter etwas lau. So schreckt's den Magen nicht und die Kuh bleibt frisch und gesund. Dazu gebe ich alle Tage 1 Loth Salz für jede Kuh, das macht Appetit!"

Michel: "Gar noch Appetit machen! wie oft wollte ich, sie hätte keinen! Um Fastnacht hat meine Kuh immer mehr Appetit, als ich Futter, und das thut mir in der Seele weh, wenn das arme Thier nur zu krüllen statt zu fressen hat."

"Folge meinem Rath", sagte Müller, "theile gut ein, dann geht es künftig besser;

Mit Vielem hält man Haus,
Mit Wenig kommt man aus!

sagt das Sprichwort. Und wenn Du im Sommer siehst, und das kann man vor Jakobi wissen, daß es mit dem Futter schmal ausfällt, so säe noch Wicken, Grünfütterwelschkorn, Stoppelnrüben, sowie Grünfütterroggen und Inkarnatkleefür's Frühjahr, dann reicht das Grünfütter länger in den Winter und fängt im Frühjahr zeitiger an.

Gute Einstreu und reiner Stand ist aber auch nöthig, und vor Allem auch Reinhalten der Haut. Gut gepugt ist halbes Futter und nöthig ist's nicht, daß dem Thier der Koth an den Hinterschenseln hängt, aber schädlich ist's."

Michel: "Schädlich? ich meine die Rosen sind vortheilhaft, denn die Häute wiegen schwerer, wenn sie davon voll hängen."

"Meinst Du", fuhr Müller fort, "der Gerber zahlt Dir's, er wisse nicht, die saubere Haut besser zu schätzen?"

Michel: "Und wenn auch, — wo das Stroh hernehmen und die Waldstreu wird jährlich rarer!"

"Nun so trink aus", versetzte Müller, "komm mit mir, wir wollen sehen, wie ich mir helfe und wie mein Vieh aussieht."

Michel hatte seinen Schoppen im Eifer des Gesprächs warm werden lassen, trank ihn aber doch aus, als ob er an sich Müllers Rath über die warme Tränke zuerst probiren wolle.

Als sie bezahlt hatten und zur Thüre hinaus waren, holte auch der Schwannewirth eilig seinen Rock aus dem Schranke und dachte, was man beim Müller am Wein nicht verdient, das will ich durch's Horchen profitiren. Ich mache mich auch nach, vielleicht hör ich auch, wie's kommt, daß seine Butter immer die beste und sein Käse dem Schweizer nichts nachgibt —

So eilte auch er die Thüre hinaus, den Beiden nach, der hinkende Bote aber, der in der Ecke des Zimmers saß, steckte seine Schreibtafel ein, zahlte seinen Schoppen, hing sein Felleisen um und knappte auch Müllers Stall zu. Was er dort gehört und gesehen, dafür will er im nächsten Jahr ein Plätzchen im Kalender aussuchen.

S p r ü c h e.

Ein gesunder, starker Leib,
Ein schön gottselig Weib,
Gut Geschrei und baar Geld,
Ist das Best' in dieser Welt.

Der hat einen Feind überwunden, der seinen Zorn bezwingt.

Wenn man die Pfauen lobt, so breiten sie den Schwanz aus.

Die Schlacht bei Sasbach.

(Mit einer Abbildung.)

Wenn der Reisende in frühern Zeiten, ehe er mit der Eisenbahn in Windeiseile dahinslog, gemüthlich die schöne Bergstraße von Offenburg nach Kastatt wanderte, oder mit den, auf alle Wirthshaus-schilder an der Landstraße abgerichteten Lohnkutscherpferden gemächlich auf der staubigen Straße fortrollte, so führte ihn sein Weg von Achern an gar freundlichen Hügeln vorbei nach Sasbach. Aber ehe er das Dörfchen betrat, machte er einen Abstecher rechts den grünen Hügel hinauf, auf dem ein kleines Häuschen unter hübschen Anlagen verborgen lag, und daneben stand eine alte hölzerne Säule, auf welcher zu lesen war: Allhier ist Turennius 1675 verdtödet worden.

Wer war aber dieser Turennius? wird Mancher neugierige Leser fragen. Wir haben ihn schon im letzten Jahrgang des hinkenden Boten als einen der französischen Generale kennen gelernt, die im dreißigjährigen Kriege Freiburg zu erobern suchten. Er war Anno 1611 in Frankreich geboren, zeigte frühe Lust und Geschick zum Soldatenstande, mit 23 Jahren war er Hauptmann und Oberst, und nach mehreren ausgezeichneten Kriegsthaten mit 33 Jahren schon Marschall. Im 30jährigen Kriege stand er mit seinem Heere auf Seiten der Schweden gegen die Kaiserlichen, und bewies durch manche siegreiche Schlacht seine große Felsherrngabe.

Nach dem Schluß dieses verderblichen dreißigjährigen Krieges 1648 lag über unserm armen, verwüsteten Vaterlande die Ruhe der Erschöpfung, und des politischen Todes. Die Bande, welche das deutsche Reich, bisher das mächtigste Reich Europa's, noch zusammengehalten hatten, waren zerrissen, deutsche Fürsten und Völker hatten es gelernt, mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, fremde Waffen nach Deutschland zu rufen wider ihre Brüder, Fremde hatten den bequemen Weg nach Deutschland gefunden, hatten bald mit Waffengewalt, bald mit klingender Münze Einfluß im Innern unseres Vaterlandes gewonnen.

Die innere Zerspaltung Deutschlands zu unterhalten, und so seine Kraft zu brechen zum Angriff, wie zur Gegenwehr, das war von da an Frankreichs unausgesetztes Bestreben. Der französische König Ludwig der Vierzehnte, ein ruhmgeriger und eroberungsfüchtiger Mann, wurde in seinen Plänen von seinen klugen und berechnenden Ministern Richelieu, Mazarin, Colbert und Louvois vortrefflich unterstützt, und sie Alle verstanden es, auch im Kriegswesen die rechten Männer an die Spitze der Heere zu stellen.

Durch die Länder, welche Ludwig in Folge des

Hinf. Bote 1857.

dreißigjährigen Krieges von Deutschland abgerissen hatte, war er lüstern nach weitem Eroberungen geworden, und besonders waren die deutschen Rheinländer ein steter Gegenstand seiner geheimen und offenen Sehnsucht.

Die kleinen Fürsten Deutschlands wurden gegen den Kaiser, ihr Oberhaupt, mißtrauisch gemacht, als wolle dieser ihre heranwachsende Macht beschränken, und lernten auf den französischen König als auf ihren Helfer in der Noth hinüberblicken, ja sie standen zum Theil schon mit ihm im geheimen Bunde.

Hier, lieber Leser, kann ich es nicht überwinden, daran zu erinnern, wie in jenen Zeiten fast allgemeiner Untreue an deutschem Sinn und Vaterland neben einigen andern Fürsten und Völkern besonders zwei, uns jetzt beide so nahe stehende, Fürstenhäuser, die Häuser der Zähringer und der Hohenzollern, Baden und Preußen, keinen Antheil an dem Blute des mißhandelten Vaterlandes haben, sondern treu und fest bei der Fahne Deutschlands stehen.

Oestreich besaß damals die sogenannten spanischen Niederlande, das heutige Belgien, und auf sie warf der übermüthige Franzose zuerst seine verlangenden Blicke und die Gewalt seiner Waffen. Deutschland sah ruhig zu, wie man seinem Kaiser ein schönes Stück Land zu entreißen suchte, England, Schweden und Holland mußten dem deutschen Kaiser zu seinem Rechte verhelfen, 1668. Aber weil Holland es gewagt hatte, sich ihm zu widersetzen, so läßt der Franzose 1672 durch seine Feldherren Turenne und Conde den sogenannten Rachekrieg gegen dieses Land beginnen, und siehe da, Deutschland und selbst der Kaiser sehen ruhig zu, nur der Kurfürst von Brandenburg, der tapfere Hohenzollern, kämpft für die gerechte Sache. Zwar gab es auch hier wieder einen Frieden, aber was kümmerte dies den stolzen Ludwig? Im Elsaß lagen noch zehn freie Reichsstädte; er nahm sie weg, weil sie vor Zeiten zum Elsaß gehört hätten, der Kurfürst Ludwig von der Pfalz hatte treu zur deutschen Sache gehalten, dafür mußte er gestraft sein.

Die Oestreicher hatten sich bei Sinsheim im Baulande ruhig gelagert. Da setzte der französische General Turenne bei Philippsburg über den Rhein, schlug die sorglosen Oestreicher bei jenem Städtchen, verheerte das Land ringsumher, und der pfälzer Kurfürst mußte von den Zinnen seines Schlosses zu Heidelberg den Brand seiner umliegenden Dörfer und Städte blutenden Herzens mit ansehen. Als er deshalb in seinem Grimme den französischen Feldherrn zum Zweikampf auf Leben und Tod forderte, antwortete ihm dieser mit einem Witz.

Nach diesen, von dem französischen Minister

D

Louvois befohlenen Gräueln kehrte Türenne über den Rhein zurück, ihm nach die Destreicher und Brandenburger. Da aber auf Anstiften von Frankreich die Schweden in das brandenburgische Land plötzlich einfallen, muß der Kurfürst von Brandenburg zu seines eigenen Landes Vertheidigung zurück nach Pommern eilen, und erkämpft dort bei Fehrbellin 1675 einen glänzenden Sieg. Durch seinen Abzug geschwächt, müssen aber die Destreicher über den Rhein zurück. Ihnen nach rückt Türenne wieder bei Rheinau herüber in's deutsche Land, und lagert sich bei Willstätt, 2 Stunden von Strassburg und 2 von Offenburg. In Offenburg lag zum Schutz dieser Stadt der badiſche Markgraf Hermann, vom Niederrhein, aus dem Unterland her zog der östreichische General Montecuculi und lagerte sich, zur Schlacht bereit, bei unserm Sasbach auf der Seite gegen Bühl zu. Türenne rückte von Willstätt her, stellte sich erst bei Gamsburst, dann näher am Gebirge oberhalb Sasbach, das er vorher hatte niederbrennen lassen. Die Schlacht begann. Aber hier sollte ihn das Schicksal erreichen. Er fand, daß einige Kanonen nicht hoch genug aufgestellt waren, um den Feinden Schaden zu können, und begab sich mit dem General St. Hilaire auf einen etwas höher gelegenen Punkt unter einen Nußbaum, um dort die Kanonen aufstellen zu lassen. In diesem Augenblick kamen zwei östreichische Kanonenkugeln herangeschossen, die eine riß seinem Begleiter die Schulter hinweg, die andere schlägt dem Oberfeldherrn selbst mitten in die Brust, und, ohne eines Lautes fähig zu sein, sinkt der zum Tode Betroffene sterbend zusammen. (Siehe die Abbildung.) Dies war am 27. Juli 1675.

Der Leichnam des gefallenen Feldherrn wurde nach Frankreich gebracht, und dort mit königlichen Ehren in der Gruft der Könige von Frankreich beigesezt, sein Herz und seine Eingeweide liegen in einer Kapelle in Achern begraben.

Türenne galt als einer der größten Feldherrn seiner Zeit, und die Kriegskunst hat ihm viel zu danken. Er war zwar nicht immer glücklich, beging auch Fehler, verstand dieselben aber rasch wieder zu verbessern, und überhaupt mit geringen Kräften Großes zu leisten. Er zeichnete sich aus durch rasche Märsche, überraschende Schnelligkeit und geschickte Benutzung jeder günstigen Gelegenheit, dem Feinde zu schaden.

Seine Soldaten liebten und verehrten ihn unbegrenzt, sein Außeres war ziemlich derb und ungeschicklich, aber, trotz allem Schaden, den er, oft nur auf höhern Befehl, unserm Vaterlande zugefügt hat, müssen wir der Wahrheit Ehre geben, und sagen, daß er nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein edler Mensch war, in dessen Innern eine edle, von ächter Ehren-

haftigkeit und großer Uneigennützigkeit durchdrungene Seele wohnte.

Mit dem Leben des Feldherrn ging für die Franzosen auch die Schlacht verloren. Unter großem Verluste durch die verfolgenden Feinde, aber auch selbst alles verwüstend, was an ihrem Wege lag, zogen sie sich über den Rhein zurück. Zwar folgten ihnen die Kaiserlichen nach, suchten mehrere Städte und Plätze, so namentlich Hagenau, zu erobern, aber theils fehlte es ihnen an den erforderlichen Truppen, theils rückte ein anderes französisches Heer am Rhein herauf, und so wurden gegen den Winter, nachdem die Kaiserlichen Lauterburg besetzt hatten, die Feindseligkeiten eingestellt.

Im folgenden Jahre 1676 eroberten die Deutschen, an deren Spitze jetzt der Herzog von Lothringen und der Generalfeldmarschall Markgraf Friedrich VI. von Baden-Durlach, nebst dem Prinzen Hermann von Baden-Baden stehn, die Festung Philippsburg, wogegen zu Ende des Jahres Freiburg von den Franzosen erobert wurde. Das Jahr 1677 sah neue Feindseligkeiten am Oberrhein, bei Hüningen, Neuenburg, so wie am Niederrhein. Im Jahre 1678 versuchten die Kaiserlichen vergebens Freiburg wieder zu bekommen, ein Treffen bei Langendenzlingen, besonders um die Kirche und den Kirchhof herum, blieb ohne Erfolg, ebenso eine blutige Schlacht bei Rheinfelden, am 25. Juni 1678; am 2. Oktbr. wurde sogar das Schloß Hochberg von den Franzosen erobert, dessen frühere Belagerung aus dem dreißigjährigen Kriege uns bekannt ist, und so wurde denn in diesem und dem folgenden Jahre der Friede geschlossen, in welchem Freiburg den Franzosen, Philippsburg den Deutschen blieb, aber der König von Frankreich bedeutende Gebiete in den Niederlanden und in der sogenannten Freigrafschaft gewann, und den Klagen Deutschlands wegen der ungebührlichen und widerrechtlichen Anmaßungen Frankreichs im Elsaß und in Lothringen keinerlei befriedigende Lösung gegeben wurde.

Dies war ein sogenannter sauler Friede, der die Keime künftiger Kriege in sich trug, und der deshalb auch nicht lange hielt.

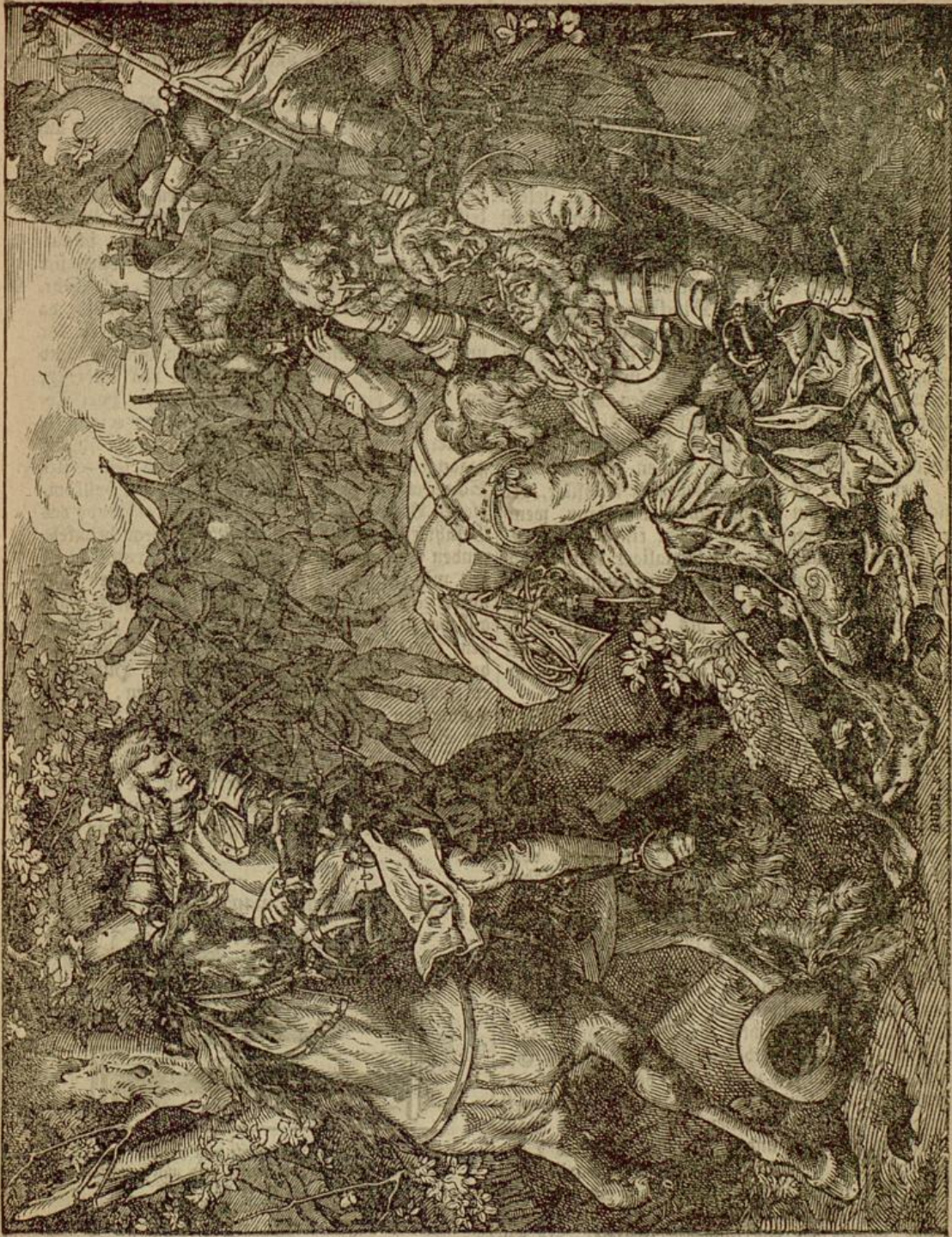
Doch davon ein andermal.

Die Abbildung stammt aus einem sehr empfehlenswerthen Werke: „Die deutsche Geschichte in Bildern, nach Originalzeichnungen deutscher Künstler, mit erläuterndem Texte von Dr. F. Bülow, Professor an der Universität zu Leipzig. In Lieferungen zu 27 fr.

S p r ü c h e.

Frage nicht, was Andre machen, sieh auf deine eignen Sachen.

Der Geizige ist das Roß, das den Wein fährt, aber Wasser säuft.



Die beiden Schützen.

Zwei sonst ganz wackere Schützen zogen miteinander auf die Jagd. Der Erste könnte ganz tüchtiger Lieferant für den hinkenden Boten werden, wenn nur das Drucken seiner Geschichtlein immer noch nöthig wäre, denn die bösen Mäuler sagen, er l... schon wie gedruckt. So hat er zum Beispiel schon manchen Reisenden in Erstäunen gesetzt, wenn er erzählte, wie viel Centner Schnepfenfedern er da und da hin zu liefern übernommen habe, und wenn der fremde Gast nur ein Schnepflein von den vielen zum Nachtessen verlangte, so war's zuletzt eine Ente, die er nicht einmal zu speisen bekam. Doch hat er schon manch annehmbares Stücklein geliefert, und der Kalendermann wünscht ihm noch von Herzen ein recht langes Leben, damit er in seinen alten Tagen dem lieben Leser noch hie und da mit einem lustigen Schwänklein die bösen Grillen vertreiben kann. Und das versteht der Alte aus dem ff, wie der hinkende Bote im Nebenstüblein beim Großvater schon zu östern Malen erfahren.

Der Andere ist ein noch lebender Künstler, der sich höchstens um etliche Schuh irren kann, wenn er sagen soll, wohin die Augen eines Bildes gerichtet sind, dabei aber mehrmaliger Rath; auch wird derselbe demnächst einen neuen Planeten oder Kometen am Himmelszelt entdecken, denn er geht immer über die Straße, als ob ihm die Nase davonfliegen wollte. Item, er ist aber doch bei alldem ein braver Mann und ein guter Freund des hinkenden Boten.

Also die zwei gehen eines Tages auf die Jagd, und wie das so hier zu Land zu geschehen pflegt, sie streifen stundenlang umher, und kein Häslein, geschweige denn ein Rehbock läßt sich blicken. Da sieht der Erstgenannte im dunklen Dickicht etwas vor sich auf einem Baum sitzen, und denkt: Ist's kein Auerhahn, so ist's doch ein Habicht, oder ein Käuzlein, und das muß der Professor haben zum Ausstopfen! Langsam schleicht er näher, daß der Raubvogel nichts merkt, und zielt und drückt und trifft den Kerl mitten in's Herz hinein, daß er einen Purzelbaum macht, und maustodt in die nächste Hecke fällt. Apport, Caro, apport! und der gute Caro springt durch Dick und Dünn drauf los, und bringt richtig den Vogel am Kragen heraus, aber er macht ein gar verdrießlich Gesicht, und traut sich nicht recht, den Hund zu präsentiren, und setzt sich auf zwanzig Schritte weit nieder, und läßt die Beute fallen. Jetzt unser Jäger drüber her, und der Schütze hebt das Ding in die Höhe — und siehe da! was war's? — Ein alter schwarzer Strohhut, den ein muthwilliger Bube auf den Baum hinaufgeschleudert hatte. Wer machte da ein längeres Gesicht, als der

Scharfschütze, und wer lachte lauter darüber auf, als sein Kriegskamerad, der Künstler!

Damit war die Jagd zu Ende. Der schadenfrohe Sternengucker aber nimmt heimlich die Beute hinter den Rücken, und wil daheim den glücklichen Schuß berichten.

Der Weg führt sie längs dem Flusse, dann über die Brücke, und es war überall, selbst auf der Brücke, ein respectabler Koth.

Da, horch! der Künstler spitzt die Ohren, er hört eine Wilbente im Schilf rättschen, und schleicht leise auf den Zehen bis auf die Mitte der Brücke. Und richtig, dort am Ufer plätschert und schnatert es im Schilfrohr, und der Jäger duckt sich nieder, legt seine langläufige Flinte an's Ohr, zielt auf den Vogel, drückt, — und paus, da liegt er, aber nicht der Entenvogel, sondern der unglückliche Künstler liegt auf dem Rücken, und zielt mit der langen Flinte nach den Sternen, und streckt die Beine in die Luft, wie zwei Telegraphenstangen. Anfangs glaubte der erschrockene Kamerad, der Schuß sei vielleicht hinten hinans gegangen; aber bald verwandelte sich sein erster Schrecken in wieherndes Gelächter, zur vollkommenen Vergeltung der frühern Schadenfreude des Gefährten. Als das Mai Bäbele dem heimkehrenden Ehegespons den Rock auszog, entdeckte sie erst mit Entsetzen, daß ihr Getreuer hinten hinter eine andere Farbe angenommen hatte, als auf der Vorderseite, er war aber nicht zu bewegen, ihr zu sagen, wo er den kuriosen Anstrich bekommen habe. Den angeschossenen Hut hatte er zwar beim schlimmen Schuß verloren, und im Heimgehen hatten sie sich verschworen, Niemand ein Sterbenswörtlein von ihrem gegenseitigen Unglück zu melden, aber es ist nichts so fein gesponnen, 's kommt doch endlich an die Sonnen, besonders wenn der hinkende Bote dazu kommt, der für solche Geschichten gar feine Ohren hat.

Nicht allen kann man's recht machen.



Wer sich nach jeder Bede will strecken
Der muß sich bald oben, bald unten recken,
Und hat sich, ehe er es nur denkt,
Bald hier erkaltet, bald da verrenkt.

Ergebung.



Bauer. Schämst Du Dich nicht, Dich hier hin zu legen und zu schlafen? Du bist ja nicht werth, daß Dich die Sonne bescheint.

Knecht. Deswegen habe ich mich auch hier in den Schatten gelegt.

Das Getreide und seine Krankheiten.

Die Kartoffel ist zwar ein sehr wichtiges und mit der Zeit beinahe unentbehrliches menschliches Nahrungsmittel geworden, und mit Schrecken denken wir wohl noch Alle zurück an jene Zeiten, wo diese kostbare Gottesgabe uns durch eine böse Krankheit verkümmert war, und wo es fast das Ansehen hatte, als sollten wir uns nach und nach von derselben ganz entwöhnen.

Aber ein unstreitig noch wichtigeres und nothwendigeres Nahrungsmittel ist das Getreide.

Es ist merkwürdig und in der That auch für den denkenden und glaubensempfänglichen Menschen ein recht sichtbarer Beweis sorgender Gottesliebe und Gottesweisheit, daß in dem Maße, als die Bevölkerung des Erdbodens, und damit auch das Nahrungsbedürfniß der sich vermehrenden Menschheit zugenommen, — eben so auch die Nahrungsquellen für dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert sich reichlicher und zahlreicher erschlossen haben.

So siehst du, lieber Leser, in dem 16. und 17. Jahrhundert die Kartoffel aus dem neuentdeckten Amerika herüberwandern in unser sich immer dichter bevölkerndes Europa, und so haben vor Jahrtausenden auch die nahrungsreichen Getreidearten nach und nach ihren Weg aus dem Innern von Afrika und Asien in unsere europäischen Fluren gefunden.

In unserem Vaterland war in den ältesten Zeiten, schon vor 2000 Jahren, der Hafer, von dem jetzt hauptsächlich drei Arten, der gemeine, der türkische und der nackte oder sogenannte Spinnenhafer im Anbau vorkommen, nächst der Gerste das einzige Getreide. Davon machten unsere Voreltern Brot, Grütze und Bier. Ebenso scheint auch die Gerste bei ihnen frühe schon eingeführt.

Dagegen stammt der Weizen und Roggen aus andern Welttheilen, aus Asien und Afrika, und der erstere wurde in Asien schon vor wenigstens 4000 Jahren angebaut und benutzt, wie denn die ungeführten Opferkuchen der Israeliten vorschriftmäßig aus Weizenmehl zubereitet wurden.

Unser Roggen, auch gemeinhin Korn genannt, war den Israeliten, Griechen und Römern nicht bekannt, und erst als etwa 400 Jahre nach Christi Geburt der wilde Hunnenkönig Attila von Osten her über unser armes Deutschland herfiel, und mit Mord und Brand Alles ringsumher verwüstete, brachten seine räuberischen Horden zugleich den nützlichen Roggen mit, und unsere Väter behielten diese Wohlthat, benutzten sie weise und bewahrten sie treu, also daß jetzt der Roggen den wichtigsten Getreidebau in Norddeutschland ausmacht.

So weiß die allwaltende Gotteshand auch scheinbares Unheil stets zum Guten zu wenden, wenn nur der Mensch die göttliche Führung recht verstehen will.

Unter dem Weizen, welcher 3—6 blüthige Aehren hat, unterscheiden wir zwei Hauptarten, den gemeinen Weizen mit unzerbrechlicher Aehrenspindel und ausfallendem Korn, und den Spelz oder Dinkel, auch Besen genannt, mit zerbrechlicher Spindel und nicht ausfallendem Korn. Von dem gemeinen kennen wir besonders den gewöhnlichen Sommer- und Winterweizen, Sammt-, Talavera- u. Igelweizen, den englischen, den Bartweizen und den polnischen, die beiden letzteren Arten nur in Südeuropa. Von dem Spelz sind drei Abarten zu bemerken, der eigentliche gemeine Spelz, das Einkorn und der Emmer. Der Roggen, mit 2 blüthigen Aehren, wie schon bemerkt das Hauptgetreide Norddeutschlands, und die Frucht für unser gesundes schmackhaftes Schwarzbrot, gedeiht auf geringerem Boden als der Weizen, und kann mehrere Jahre nacheinander ohne Nachtheil auf dem nämlichen Felde gepflanzt werden. Aus ihm wird außer Brot besonders Kornbranntwein und Alkohol oder Weingeist bereitet.

Die Gerste mit einblüthigen Aehren zeigt uns die Unterarten der vier-, sechs- und zweizeiligen, und der Reisgerste, und gibt außer Brot vornehmlich die geröllte Gerste und das Malz zum Bierbrauen.

Noch aber, wenn auch die Pflanzung des Getreides in einem Lande eingeführt war, war dasselbe nicht zu einem genießbaren und bequemen Nahrungsmittel für den Menschen bereitet, und es ist wirklich erstaunlich, wie lange, lange Zeit der Menschengeist gebraucht hat, um dieses scheinbar so einfache Verfahren zu finden.

Erst wurde das Getreide, wie es wohl auch jetzt noch von unsern Knaben geschieht, roh gegessen, dann röstete man die Körner, um sie so zu verzehren, dann kam man darauf sie zu zermalmen und das

Mehl mit Wasser angemacht zu kochen, dann röstete man die Körner, zermahlte sie auf Steinen oder mit Handmühlen, welche man schon zu Moses Zeiten kannte, und backt den Teig zu breiten Kuchen, wie wir dies schon im ersten Buch Moses 18, 6. lesen.

Aus Asien verpflanzte sich die Kunst des Brotbäckens nach Europa, nämlich zuerst nach Griechenland, dann zu den Römern, nach Italien und von hier erst nach Deutschland. Erst 400 Jahre vor Christi Geburt lernten die Römer die Bäckerkunst, wiewohl nur unvollkommen, kennen, noch 150 Jahre vor Christi Geburt ließen sie Bäcker aus Griechenland kommen, und erst um die Zeit Christi, unter dem römischen Kaiser Augustus finden wir zu Rom eine ehrsame Bäckerzunft von 300 Meistern, welche auch zugleich Mühlen hatten.

Aber bald lernten die Deutschen diese Kunst besser als ihre Lehrmeister die Römer, und diese kamen bald dahin, daß man in allen größern römischen Städten seine Bäcker aus unserem lieben Deutschland kommen lassen mußte, um gutes Brot zu haben.

Und es ist wahrlich auch bis in unsere Tage im eigenen habischen Vaterlande also geblieben, daß das eine Städtlein weit und breit bekannt ist durch seine Wecken, Milchbröbchen oder Gipsel, das andere aber, trotz allem Wünschen und Räsonniren der Broteßer es zu keinem Ruhme in diesem Artikel zu bringen vermag.

Doch diese kostbare Frucht, welche uns dieses allverbreitete Lebensmittel liefert, hat auch ihre Krankheiten. Dahin gehört vor Allem das sogenannte Mutterkorn bei dem Roggen, der Brand bei Hafer, Waizen und Gerste.

Zum rechten Verständniß dieser Erscheinungen ist es aber nöthig, dem Leser, der zwar die äufere Gestalt der Aehre wohl kennt, eine etwas genauere Beschreibung des eigentlichen Baues derselben zu geben.

Bekanntlich heißt der Stiel der Aehre Halm, die Fortsetzung des Halmes nun durch die Aehre hindurch bis zu ihrer Spitze nennen wir Spindel. Diese Spindel ist aber nicht glatt und gerade wie der Halm, sondern sie hat übereinander viele kleine Abfälle, bald rechts bald links. An jedem dieser Abfälle nun steht wieder ein kleines Stielchen. Auf diesen Stielchen sitzen kleine häutige Blättchen und Schuppen, deren unterste Kelchspitzen, die obersten Kronspitzen genannt werden, und zwar stehen auf jedem Stielchen je 2—3 Doppelpärchen solcher Spelzen, und in den zwei Kronspelzen je eine kleine Blüthe, nämlich kleine Fäden, zum Theil mit den staubbedeckten Köbchen, welche zur Zeit der Fruchtblüthe aus den Aehren heraushängen. In diesen Theilen der kleinen Seitenährchen entwickelt sich nun das Frucht-

korn, und zwar je nach der Fruchtgattung an jedem Seitenährchen 1—3 Körner.

Bei der Aehrenkrankheit geht nun entweder die ganze Aehre, oder nur ein Theil derselben in einen Zustand trockener, staubähnlicher oder naßschmieriger Fäulniß über. Das sogenannte Mutterkorn ist ein bläulich rothes Horn, welches aus der Aehre herauswächst, der Brand ein pulverartiger Staub, in welchem gewöhnlich die ganze Aehre sich auflöst.

Wie die Herren Doktoren über gar manche menschliche Krankheit noch mit der gelehrten Stange im Nebel herumfahren, so ist es leider auch vielfach mit den Krankheiten der Thiere und der Pflanzen.

Lange Zeit hat man das Mutterkorn und den Brand für zwei ganz verschiedene Krankheiten gehalten, und hat als die Ursache derselben kleine krankhafte Gewächse, sogenannte Pilze, oder kleine Insecten angesehen, welche diese krankhaften Auswüchse und Zerstörungen der Aehre veranlaßten.

Und wenn wir beobachten, wie in der Natur so vielfach ein Wesen von und auf dem andern lebt, seine Säfte aus ihm zieht, und wie so oft der kleine Schmarözer den größern Geschöpfen zur Last und zum Verderben wird, wenn wir nur an die zahllosen Insecten denken, welche unsere Bäume und Sträucher, unser Obst und unsere Gemüse verwüsten, an die bekannten unlieben Gäfte, welche jedes Bäumelein in der Luft, jeden Krebs im Bache, jede Kuh auf der Weide und im Stall, jedes Pferd auf der Landstraße verfolgen, und welche sogar an den geheiligten Leib des Herrn der sichtbaren Schöpfung sich wagen, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß auch die Aehrenkrankheit dort ihre Ursache haben müsse.

Aber die genauesten Untersuchungen haben nichts der Art erwiesen.

Mit Hilfe des Vergrößerungsglases, mit welchem man heutzutage der Natur gar tief in's Herz sehen gelernt hat, hat man gefunden, daß das Mutterkorn nichts anderes ist, als ein umgebildetes, verändertes Samenkorn. Das Mehl in demselben hat sich zu kleinen Körnchen geballt, da wo an der Spitze des Körnleins der Keim liegen sollte, da ist nichts mehr als ein verkümmertes Häutchen, und selbst der Stiel des Aehrchens ist angeschwollen und verblichen. Die Spelzen werden gelb, das Korn zuerst weich, kommt in Gährung, schmilzt eine klebrige Masse aus, und diese klebrige Masse, in welche nach und nach das ganze Körnchen übergeht, wächst, verhärtet sich, und wird so zum Mutterkorn. Stärke und Kleber, die beiden Hauptstoffe des gesunden Kornes, sind in diesem verändert, und damit der Nahrungstoff desselben verschwunden. Statt dieser Stoffe zeigen sich dagegen andere Stoffe, wie

Fettstoff, Pilzstoff, Brechstoff, welche statt der nährenden und heilsamen Wirkung des gesunden Kornes giftige Eigenschaften zeigen, die besonders vor der Reife, aber auch in größerer Menge im reifen Zustande unter dem Mehl schädlich sind. Dabei ist es jedoch auffallend, daß diese schädliche Wirkung weit stärker bei Weibern als bei Männern und Kindern sich zeigt. Auch Thiere empfinden dieselbe.

Nach allen Beobachtungen der neuern Zeit nun scheint die eigentliche Ursache dieser Krankheit von einer mangelhaften Befruchtung herzurühren. Derjenige Theil der Blüthe nemlich, aus welchem das Korn sich bilden sollte, und den wir Fruchtknoten nennen, wächst zwar anfangs, aber weil er nicht gehörig befruchtet ist, so bleibt er in seinem Wachsthum stehen, der eigentliche Keim stirbt ab, und nur das sogenannte Zellgewebe, der Faserstoff, wächst fort und sogar stärker, als es sonst geschehen würde. Aehnlich bilden sich die sogenannten Narren oder Taschen bei Zwetschgen oder Pflaumen.

Die Befruchtung einer jeden Pflanze geht nemlich so von statten, daß der Staub von den gelben oder rothen Kölbchen, welche aus der Aehre hangen, auf das Innere der Blüthe kommt, auf oder in den Fruchtknoten, und daß dieser in Folge dessen seine Eier zur Frucht ansetzt. Zugleich sibt auf denjenigen Theilen der Blüthe, welche den Blüthenstaub aufnehmen sollen, eine zähe, honigartige Flüssigkeit.

Wird nun durch anhaltenden Regen oder starke Nebel während der Blüthezeit der Staub abgeschwemmt, schütteln zu heftige Winde den Staub ab, trocknen andauernde Ostwinde den Honigstoff im Innern der Blüthe aus, oder bringt ihn starke Kälte sogar zum Gefrieren, so kann die Befruchtung nicht regelmäßig vor sich gehen.

Daher findet sich das Mutterkorn häufig nach nasser Blüthezeit, mehr am Rande der Aeder, wo der Wind besser zukommt, und an hochstehenden Aehren, welche denselben ebenfalls mehr ausgesetzt sind, und ebenso weit häufiger auf dünn stehenden als auf dichten Fruchtsfeldern. Was das Mutterkorn bei dem Roggen, und zuweilen bei der Gerste, das ist bei Weizen, Hafer &c. der Brand.

Das Mutterkorn bei der Gerste geht später immer in den staubartigen Brandzustand über, und die Untersuchungen desselben bei Weizen und Hafer zeigen ganz dieselben Körnchen, wie in dem Mutterkorn des Roggens, nur daß die Körnchen beim Brand nicht mehr von dem sogenannten Zellgewebe zusammengehalten und dadurch in trocknen Staub zerfallen sind. Auch dafür hat man als Ursache gefunden, daß der Hafer und Weizen mehr Kleberstoff enthält, welcher schnel-

ler fault, und so die schnellere Zerstörung dieses Kornes herbeiführt.

Das ist's, was die Wissenschaft vorderrhand herausgebracht hat. Mittel dagegen sind mancherlei versucht worden, das Einweichen des Kornes in Essig, welches ein sehr gutes Mittel sein soll, das Befeuchten mit Vitriol in Wasser und andere mehr.

Nach den in dem Vorhergehenden angegebenen Ursachen der Krankheit, will es eben scheinen, als ob der Stand des Fruchtsfeldes, der Schutz gegen heftige Winde, das dichtere oder dünnere Aus säen ebenfalls nicht ohne wesentlichen Einfluß sein könnten; das verständige Probiren ist Sache des Pflanzers.

Der Doppelleßer.



Als ein Witzbold in einer Gesellschaft war, in welcher dreizehn Personen am Tische saßen, und dies Einer mit Schrecken bemerkte, sagte jener: „Beruhigen Sie sich, ich esse für Zwei.“

Gif het weiter.

Wenigen dürfte bekannt sein, auf welche kräftige Weise der alte treffliche Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig vor 50 bis 60 Jahren die Kirchenzucht gehandhabt hat. Dort hatten nämlich die Männer einiger Dörfer die Gewohnheit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen, und sich in Schnapps zu betrinken. Alle Ermahnungen der Geistlichen blieben fruchtlos, bis diese endlich sich gezwungen sahen, an die Landesregierung darüber zu berichten; worauf letztere sofort an die Frevler einen strengen Befehl zur christlichen Begehung der Sonntagsfeier erließ. Der Befehl wirkte, mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, wo die Säufer fest entschlossen blieben, sich in ihren weltlichen Freuden nicht stören zu lassen. Am nächsten Sonntage, nach Verkündigung der herzoglichen Verordnung, als die Glocken abermals zum Gotteshause riefen, gingen die Bauern mit lautem Lärmen wieder bei der Kirche und



dem Pfarrhause vorbei in die Schenke und trieben ihr wüßtes Leben je länger, desto schlimmer. Die Sache kam dem Herzoge zu Ohren und er entschloß sich sogleich, selbst einzuschreiten. An einem Sonntage fuhr er incognito nach dem Dorfe. In einen einfachen grauen, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock gehüllt, trat er kurz vor Anfang des Gottesdienstes in die Schenke, wo ein sehr langer Tisch in der Trinkstube noch die Gäste erwartete. Er hatte kaum oben am Tische Platz genommen, als die Kirchenglocken erschallten, und alsbald füllte sich die Stube mit den Trunkenbolden. Ein großer vierschrötiger Pummel, welcher in Folge einer vieljährigen Praxis, vom Branntwein schon ganz hochroth gefärbt war, und der Präsident dieser Saufgesellschaft zu sein schien, näherte sich dem Herzoge und musterte ihn mit geringschätzenden Blicken; er schien es mit großem Unwillen zu sehen, daß ein Fremder seinen Ehrenplatz oben am Tische eingenommen hatte. Indessen schwieg er doch, ließ sich aber mit lächelhafter Geberde zur Rechten des Herzogs auf einen Stuhl nieder. Die Uebrigen setzten sich ebenfalls und besetzten den ganzen Tisch. Nun trat der Wirth herein und setzte einen ungeheuren Hafen voll Branntwein vor den gewohnten Präsidenten hin. Dieser ergriff das Gefäß mit beiden Händen, blickte den Herzog zu seiner Linken wegwerfend von der Seite an, und that einen tüchtigen Schluck. Dann reichte er es seinem Nachbar zur Rechten hin und sprach: „Gif het weiter“

(gib es weiter). Der große Hafen ging nun der Reihe nach herum bis zu des Herzogs Nachbarn zur Linken. Dieser trank, gab aber dem Herzog durch Blick und Mienen zu verstehen, daß derselbe nichts abtriege, und ließ den Hafen wieder zurückwandern mit den Worten: „Na lat et wedder so herum gahn,“ und das Gefäß ging wieder links herum, bis zu des Herzogs Nachbarn zur Rechten. Dieser trank und gab es zurück, mit fallender Stimme sprechend: „Na lat het wedder so herum gahn.“ Da sprang der Herzog auf, riß seinen Oberrock auf, und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernder Stimme gab er sich den Erschrockenen als ihren Landesheerrn zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Liederlichkeit, und drohte ihnen mit strenger Strafe, wofern sie nicht ablassen würden von ihrem Ungeheersam und sündigen Leben. Dann schlug er seinen Nachbarn zur Rechten hinter die Ohren, daß ihm die Zähne wackelten und sprach: „Gif het weiter.“ Dieser geberchte, aber der Folgende zögerte ungewiß und wußte nicht, was er thun sollte. Da zog der Herzog seinen Degen heraus, schlug auf den Tisch und rief: „Rasch immer weiter gegeben; wer langsam ist, dem greife ich mit dem Degen unter die Arme.“ Diese entscheidende Sprache und der blitzende Degen erfüllten die guten Leute mit einem wunderbaren Eifer, den Befehl ihres Fürsten aus Leibestraften zu vollstrecken. Die Ohrfeigen wanderten

Klaffend von Kopf zu Kopf um den ganzen Tisch, bis zu des Herzogs Nachbarn zur Linken, und kaum hatte dieser die seinigen auf dem linken Backen erhalten, so verabreichte ihm der Herzog eine zweite auf den rechten Backen, mit der Weissung: „Ma lat et wedder so herum gahn!“ Die Ohrfeigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten; da schlug der Herzog diesen zum zweitenmale hinter die Ohren und sprach: „Ma lat et wedder so herum gahn!“ Nachdem er dieses Exercitium ein halbes Duzend Mal hatte durchmachen lassen, stand er auf, wiederholte nochmals seine Ermahnungen, und ging von dannen, jene Saufbolde in der tiefsten Nüchternung hinterlassend. Ihre Wangen glühten in der schönsten Purpurrothe, schöner als der reichlichste Genuß des Brantweins oder die innigste Andachtsgluth sie hätte malen können, ihre Ohren waren durch das vorgenommene Experiment wohlthätig erschüttert, hinlänglich aufgeräumt und weit geöffnet zur fruchtbarren Aufnahme von Gottes Wort; die wackern Leute sollen darauf die fleißigsten Kirchengänger im Lande geworden sein.

Nur Geduld!



Nächst Du zu früh die Angel an,
Kein Fischlein beißt sich fest daran;
Drum hab' Geduld zu jeder Zeit,
Wer sicher geht, kommt sicher weit.

Der Mann thut seine Pflicht.

Ein englisches Schiff war am Untersinken, der klaffende Riß an seiner Seite erweiterte sich immer mehr. Mit Pumpen und Stopfen und Bernageln hatte die Mannschaft schon über drei Stunden lang sich abgearbeitet, aber alles vergebens. Da erklärte endlich der Schiffskapitän, das Fahrzeug sei nicht zu retten und müsse vor einer Stunde eine Beute des Meeres werden.

Die Rettungsboote waren bereit, aber, wenn auch die Zahl der Passagiere nicht groß war, Alle vermochten sie nicht zu fassen, ohne Gefahr des allge-

meinen Unterganges. Unter der Leitung des Kapitäns wird mit möglichster Ordnung Alles besorgt. Die Matrosen vertheilen sich auf die zwei vorhandenen Boote, die nöthigen Vorräthe werden in Eile eingepackt, alsdann werden die Passagiere untergebracht, Kinder, Weiber, Väter und Mütter zuerst, alsdann was noch ohne Gefahr Platz finden konnte. Nur etwa 6—8 ältere Männer waren noch auf dem Schiffe, und mitten unter ihnen der Schiffsgeistliche. Das Schiff sinkt immer tiefer und tiefer, der Kapitän bittet den Geistlichen den letzten, noch freien Platz auf dem zweiten Boote einzunehmen, dieser aber drängt ihn eilig nach der Schiffstreppe hin mit den Worten: Zur Rettung der Lebenden drängt Sie Ihre Pflicht, zum Gebet mit den Sterbenden ruft mich die meinige. Und vor der Hoheit solcher Rede beugt sich stillschweigend der Kapitän, die Boote stoßen rasch vom Bord, um nicht mit in die Tiefe gerissen zu werden, und als sie wenige Minuten entfernt sind, sehen sie allmählig Rumpf und Bord des Schiffes unter dem Wasserspiegel versinken, auf dem Verdeck lagen 7 Sterbende betend auf den Knien, und in ihrer Mitte der brave Schiffsgeistliche. Dazu, lieber Leser, brauchts keine Worte, als: gehe hin und thue dergleichen!

Glaubensbekenntniß.

Der Pfarrer Spörel in Nechenberg im Fränkischen, hat in einer im Jahre 1720 gedruckten Predigt folgendes Glaubensbekenntniß hinsichtlich des schönen Geschlechts abgelegt: Das Frauenzimmer liebe ich von Natur, wenn es schön, galant und bonett, sauber aufgeputzt, wie ein schön Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respectiren seien, die wohl Haus halten können, dem Mann an den Augen alles absehen, was er will. Ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt und einen solchen liebenswürdigen Engel antrifft, der ihn mit den schneeweißen Händen empfängt, küßt, berzt, ein Brätlein und Salatslein auf den Tisch trägt, zu ihm sich hinsetzt und spricht: Engel, wo will er heruntergeschritten hab'n? und was dergleichen honig- und wadersüße, herzerquickende Reden mehr sind. Wenn aber einer einen H-schi-doschi-roschi, einen Nummelfasten, ein altes Reibisen, einen Zeitelbär, eine Haderfag, ein Mardefell im Hause hat, der immer brumm: mum! mum! mum! die eine Thür zu die andere aufschlägt, der im Sötot mit der Diengabel hin- und herfährt, und wieder auf den Herd plump, die ein Gesibt, wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Puppen aus dem Hölln-bafen anrichtet, die ein Gesibt, wie ein Eßkrug hat, und was das Zufelszeig mehr ist, die liebe ich nicht; der Teufel mag sie lieben.

Die Ziegen und ihre Hirten in den Schweizer- Alpen.

Es ist bekannt, daß in der Schweiz, wenn der Frühling, freilich etwas später als bei uns, wieder dort oben in den Alpen einzieht, und wenn sich mit wunderbarer Raschheit oft mitten zwischen endlosen Felsenmeeren und Schnee- oder Eisfeldern die Bergmatten wieder mit kurzen aber kräftigen Gräsern begrünen, der Senne mit seinen Kuhheerden, die Leibküh mit der großen Heerdschelle voran, als bald den Bergen zuwandert, um dort in hochgelegener Sennhütte den kurzen Alpensommer zuzubringen. Die Beschäftigung dieser Sennen ist, außer der Hut ihrer Heerden, besonders die Bereitung von Käsen.

Ebenso ziehen auch mit Sommeranfang die Ziegenheerden, meist aus jungen, milchlosen Ziegen und Böcken bestehend, hinaus auf die Berge, aber nicht Männer sind es, die diese begleiten, sondern Knaben, die sogenannten Geißbuben.

Ein neuerer Schilderer des Lebens der Thierwelt in den Alpen, dessen Buch gar manches Schöne und Belehrende enthält, hat uns auch von diesen Geißbuben und ihrem Leben berichtet.

Die Ziege, bei uns im Allgemeinen kein besonderes hoch angesehenes Thier, und meist nur von ärmern Leuten, oder wegen ihrer kräftigen und gesunden Milch gehalten, ist doch eines der muntersten und geschicktesten Thiere unter unseren zahmen Hausthieren. Besonders gilt dies von den kleinen, kurzbeinigen, lebhaften, meist rothgrauen, schwarzbraunen oder rothgelben Bergziegen. Betrachte nur einmal ihre klugen Augen, ihren feinen Kopf, ihre leichtgebaute schlankte Gestalt! Welch ein Unterschied, zwischen der klugen Ziege und dem einfältigen Schaafe sei, beweist schon der Umstand, daß man im gewöhnlichen Leben nie von einem Geißkopf, aber desto mehr von Schafsköpfen hört.

Die Ziege ist weit empfänglicher für die Liebeslustungen des Menschen, sie geht mehr ihres eigenen Weges, liebt die Freiheit und Ungebundenheit, ist muthiger, im Zorn eigensinniger, und besißt weit mehr Gedächtniß und Ortsinn, als ihr Vetter, das Lamm.

Weit höher als Kuhheerden gehen die Ziegen in die Alpen hinauf, kühn steigen sie auf die steilsten Felsen, klettern über lebensgefährliche Steige, um die einsamen Grasbüschel oder die zarten Stauden abzuweiden, und wenn dann Eine manchmal sich so weit vorgewagt hat, daß sie ohne Lebensgefahr nicht mehr vorwärts noch rückwärts kann, so bleibt sie ruhig auf der Stelle, oft zwei bis drei Tage ohne Nahrung, bis der Geißbube ihr nachklettert, ihr einen Strick um den Leib schlingt, sie so, nicht selten an der steilen Felsenwand, hinaufzieht und aus ihrer schlimmen Lage errettet.

Diese Geißbuben sind dann auch wahre Künstler im Klettern, und es ist dem fremden Wanderer völlig unbegreiflich, wie sie oft an den steilsten Felsenwänden hinaufklettern, an denen kaum ein Haltspunkt für Hand oder Fuß zu erkennen ist.

Tagelang zieht der Alpenwanderer durch unwirthliche Felsentrümmer und Eisflächen, tagelang begegnet ihm keine Spur von Menschen oder Thieren, höchstens sieht er über ferne Felsengipfel die flüchtige Gemse davoneilen, oder den hungrigen Lämmergeier, nach Beute spähend, hoch über seinem Haupte kreisen, da stößt er plötzlich auf eine von Ferne nicht erkennbare niedrige Hütte, welche diesen Namen nicht einmal verdient, denn es ist ein Haufen Steine, etwa noch mit Moos oder Gras vermauert. Davor steht ein verwilderter Bube, gebräunt von Wind und Wetter, von Schmutz und Sonne, und rings umher, auf Steinen gelagert, auf Grasplätzen und Felsenvorsprüngen weidend, sieht der Wandersmann die muntere Ziegenherde, welche den seltenen Gast mit gar neugierigen Blicken betrachtet. Von Zeit zu Zeit streut ihnen der Bube ein wenig Salz auf einen Steinblock, regelmäßig finden sie sich hier zusammen, und höchst selten geschieht es, daß sich eine aus der Herde verläuft, die dann etwa mit einem Gemstrupp den Winter unter den breitästigen Tannen oder einem schützenden Felsenvorsprung zubringt, und im Frühling mit jungen Zickeln in's Thal zurückkehrt.

Die Geißbuben, welche nicht wie die Sennen ihre Beschäftigung haben, führen ein so armseliges Leben, daß man sich's kaum vorstellen kann. In's Gebirge ziehen sie im Frühling, ohne Strümpfe und Schuhe, ohne Weste und Rock, mit einem langen Stock in der Hand, einer Tasche von Salz auf dem Rücken, einem alten breiten Hut auf dem Kopfe, und etwas Käse und Brot. Alle vierzehn Tage, oft nur alle Monat bringt ihm ein anderer Knabe aus dem Thale neuen Mundvorrath. Der seinige ist in der Zwischenzeit ungenießbar und schimmelig geworden, und so nahe zusammen gegangen, daß er mit einem armseligen verschimmelten Brotstück und einer hart gewordenen Käsrinde Tage und selbst Wochen lang sein kümmerlich Dasein fristet, und bitterm Hunger leidet.

Am Tage sitzt er, von der Langenweile geplagt, in stundenlanger, brütender Gedankenlosigkeit da, wenn es schlechtes Wetter wird, wenn Regen oder Schnee einfällt, hockt er Wochen lang ohne Feuer, ohne ein lautes Wort, in seiner ärmlichen Kleidung, zitternd vor Hunger und Frost in seinem feuchten Loch, das man Hütte nennt, und schleicht nur von Zeit zu Zeit aus demselben heraus, um seine, bei allem Wetter im Freien weidende Herde zu überblicken.

Mit dem nahenden Herbst ziehen sie mit ihren Heerden auf die niedrigen Weiden, bis auch von

hier der heranschreitende Winter sie wieder in's Thal treibt. So elend ist das Leben dieser Ziegenhirten, und doch können sie's im Winter am warmen Ofen kaum erwarten, bis wieder der erste Sommerblick des Frühlings die Berge lebendig macht, und auch sie wieder hinaufrust in das Alpenleben, und doch bleiben sie dabei gesund und frisch und fröhlichen Muthes. Dies ist besonders der Fall, wenn mehrere Heerden in der Nachbarschaft weiden, wodann die Geißbuben allerlei Kurzweile treiben, und besonders in halbsbrecherischen Kletterkünsten sich zu überbieten suchen.

Hat ein Bauer allein eine Heerde, so stellt er sich einen eigenen Buben an, wo nicht, so halten mehrere Eigenthümer zusammen, und bezahlen den Hirten nach der Zahl ihrer Thiere. Der Wochenlohn beträgt außer der gelieferten Kost 30 kr. bis einen Gulden.

Zuweilen finden sich auf den Alpen auch etwas größere Hütten dieser Ziegenhirten, so daß im Nothfall darin ein müder Wanderer eine Nachtherberge finden kann. Aber wehe dem armen Pilger, wenn er nicht einen bleischweren Schlaf hat, denn die Hütte ist gewöhnlich so an den Berg angebaut, daß das hintere Dach mit der Erde gleich ist, und hier ist in der Regel das Nachtquartier der ganzen lustigen Heerde, denn lustig sind sie besonders auch bei der Nacht, welche sie sich mit allerhand Voctsprüngen über dem Haupte des Schlafers verkürzen. Noch darf er sich Glück wünschen, wenn er in einer der niedriger gelegenen Hütten nicht noch eine junge Schweinefamilie unter seinem Zimmer, denn dort ist die Wohnung jener Thierlein angebracht, einquartiert findet, welche ebenfalls ihr redlich Theil beitragen, um mit ihrer Musik dem armen Fremdling die müßigen Stunden der Nacht zu verkürzen.

Die Hauptfeinde der Ziegen waren früher die damals noch häufigern Bären, Wölfe und Luchse, welche manches Stück unversehens aus den Heerden wegzustehlen wußten. Dabei ging es aber, wie ein alter Schriftsteller berichtet, einem hungrigen Wolf einmal sehr gegen Wunsch.

Ein Bauer zog eines Tages mit einer Ziege am Stricke über eine noch heute durch ihre Schneestürme bekannte Haide. An einer Kapelle angekommen, treibt ihn etwas abseits, und er bindet unterdessen seine Ziege an eine Staupe. Da kommt wie der Blitz aus dem nahen Föhrenwald, ein Wolf, der wahrscheinlich dem ersehnten Braten schon eine Weile nachgeschlichen war, auf das arme Thierlein losgesprungen. Dieses erschreckt, reißt sich los, und flüchtet sich in die nahe Kapelle. Der Wolf hinten nach. Da nimmt die bedrängte Ziege in ihrer Todesangst einen gewaltigen Sprung über den Kopf ihres Verfolgers zur Kapelle hinaus, streift dabei aber so stark an der halboffenstehenden Thüre, daß diese zuschlägt, und der gute Freund ohne Weiters hinter

Schloß und Riegel in der Falle bleibt. Der Bauer aber, der schon seine Ziege verloren gegeben hatte, und froh war, wenn der hungrige Wolf ihn selbst ungeschoren ließ, hütete sich wohl, dem Gefangenen zu öffnen, schloß vielmehr das Pförtlein noch fester, eilte Thal abwärts zu den nächsten Hütten, und brachte Hilfsmannschaft, mit deren Hilfe dem Räuber sein verdientes Lohn gegeben wurde. Er wurde von den Bauern jämmerlich todtgeschlagen.

Daß die Ziegenböcke schon hier zu Land große Freunde vom Hörnerkampf sind, und manchem friedlichen Zuschauer schon oft gar unsanft auf den Bauch gestoßen haben, ist bekannt, daß die wilden, kräftigen Alpenböcke dies in noch höherm Grade thun, ist begreiflich. Dies hat auch einst ein steifer Engländer begreifen lernen. Diese Leute reisen nämlich, wie bekannt, jeden Sommer für ihr gut Geld in der Welt herum, und es ist kaum ein Pläglein in der schönen Gotteswelt zu finden, wo man nicht auf solch ein wortkarges, langweiliges, blasses Engländergesicht stößt. Dabei haben sie immer ihre Reisebücher bei sich, und wenn die Gegend recht wunderschön ist, ziehen sie ihr Buch aus der Tasche, lesen darin von den besten Gasthöfen und bequemsten Nachtherbergen, und schlafen darüber, im Genusse der schönen Gegend ganz gemüthlich ein.

So saß eines Tages unser Englischmann auf einem Baumstamm vor dem Grimseiwirthshaus auf den Alpen, und hatte gerade in seinem Reisehandbuch etwas recht Unterhaltendes gelesen, denn er war dabei sanft eingeschlummert.

Da kommt so ein naseweiser Geißbock daher, und betrachtet sich neugierig den Schlummernden, und wie er näher kommt, nickt der Schläfer mit dem Kopfe ganz ordentlich vorwärts, und nickt wieder und wieder. Da denkt der Geißbock, ah ha, der will mit dir anbinden, stellt sich an und, putsch! rennt er den armen Engländer mir nichts, dir nichts rückwärts über den Sitz hinunter, daß er die Beine hoch in die Luft streckt. Verwundert über seinen leichten Sieg, stellt der triumphirende Geißbock die Vorderfüße auf den Baum, und eist als er dahinter den zappelnden und lauderwelsch fluchenden Sohn Englands sieht, merkt er zu seinem Erstaunen, daß er keinen Ziegenbock, sondern einen, in der Naturbetrachtung vertieften, Engländer umgestoßen hat.

S p r ü c h e.

Tanzen, Kartenspiel und Wein
Reißen große Häuser ein.

Trau nicht der Welt,
Trau nicht dem Geld,
Trau nicht dem Tod,
Trau nur allein auf Gott!

Frish an's Werk.



Hast Du zur Arbeit grade Muth,
Geh schnell daran, so wird sie gut.
Fällt Dir was ein, so schreib es auf,
Ist heiß das Eisen, hämmre drauf!

Auch ein Bild, das an die Wahrheit streift.

In einem Dörflein war es eben gegangen, wie an so manchen Orten anderwärts. Die schlechten Zeiten und die schlechte Wirthschaft im Großen und Kleinen hatte Einen nach dem Andern unter den Stab der Gantversteigerung gebracht, und gar Mancher, der vorher bei Karten und Würfelspiel die lärmenden Abende zugebracht, um Sechsbäzner gespielt, und vielleicht wöchentlich nur siebenmal schief geladen nach Hause den Heimweg gesucht hatte, der hatte jetzt kaum mehr den schäßigen Kreuzer zum Brod für seine hungrigen Würmlein zu Hause, oder konnte überhaupt keinen Heimweg mehr suchen, denn das Häußlein war für den Gläubiger versteigert worden.

Da ging denn auch bald das neuerdings so beliebte und stark übersehte Handwerk im Schwange, das den Bertelsack zum Junstwappen hat und gar oft seine Herberge im Zuchthaus. Groß und Klein im Dörflein führte solch ein edles Wanderleben von einer fremden Thüre zur andern, und, wenn man auf sechz Stunden im Umkreis einen Bettelbuben nach seinem Heimathscheine fragte, so war er eben aus dem Dörflein.

Eines Tages zog denn auch wieder so ein Schwarz von Tagdieben in einen Nachbarort, und wo ein Haus stand, in welchem dem äußern Aussehen nach etwas zu holen war, da gingen sie aus und ein, wie die Bienenlein am Bienenkorb, aber nicht um ein-, sondern um auszutragen. Ein Bauersmann, der sonst gern gab, wenn es nicht all zu arg kam, fand den Zulauf denn doch am Ende etwas über die Maß n, und fragte halb im Ernst, halb im Scherz: Wenn denn doch die ganze Gemeinde kommt, warum habt ihr denn den Bürgermeister nicht auch mitgebracht? Ja, erhielt er da von einem fecken Buben zur Antwort, der Vater wäre gerne mitgegangen, aber er hat keine Stiesel!

Zum Trost für den lieben badischen Leser sei aber noch beigelegt, daß das Geschicklein nicht in unserm Vaterlande passirt ist, obwohl die Ueberschrift leider nicht so ganz ohne sein mag.

Die Runkelrübe als Brodfrucht.

Seit etwa fünfzig Jahren hat sich die Anpflanzung der Runkelrübe, einer Spielart des weißen Mangold's, bei uns auch Zuckerrübe genannt, außerordentlich vermehrt. Denn nicht nur hat man dieselbe nach und nach als ein sehr gutes Viehfutter gebrauchen lernen, sondern ihre Benutzung zu Zucker hat auch in neuerer und neuester Zeit eine bedeutende Ausdehnung genommen. Außerdem gebraucht man sie in den Cichorienfabriken, sodann zur Darstellung einer Art Weingeist und man hofft sogar Wein daraus machen zu können.

Das allerneueste aber, was dem Leser vielleicht auch schon aus den Zeitungen über ihren Gebrauch bekannt sein mag, ist deren Verwendung zu Brod, nicht zwar, daß man Brod nur aus Runkelrüben machen könnte, aber doch durch Mischung derselben mit Mehl. Der Vorstand eines landwirthschaftlichen Vereines in Frankreich gibt das dabei zu beobachtende Verfahren also an:

Man zerreiße die Runkelrüben, brühe sie einige Minuten in kochendem Wasser ab, und bringe sie dann auf ein Sieb oder Seihetuch.

Dann nehme man auf hundert Theile Teig dreißig bis 50 Theile Rüben, 20 Theile Sauerteig und den Rest bis zu hundert Theilen reines oder mit anderem Mehl gemischtes Weizenmehl, setze auf je 10 Pfund Rüben $\frac{1}{4}$ Pfund Salz hinzu, behandle diese Mischung wie gewöhnlichen Teig, und lasse nur das Brod etwas länger im Ofen. Das daraus gewonnene Brod bleibt lange frisch, ist um ein gutes Viertel wohlfeiler als gewöhnliches Brod und hat durchaus keine üblen Wirkungen für den Genießenden, es ist im Gegentheil schmackhaft und gesund. Das Verfahren dabei ist so einfach, daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Probe zu machen, besonders weil auch die Runkelrübe weit weniger dem Fehlschlagen ausgesetzt ist, als die Brodfrucht.

Die Farbe der Augen

bedeut ein morgenländisches Sprichwort also:

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge,
Auf schelmische Raunen
Deuten die braunen,
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue,
Doch eines schwarzen Auges Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel.



Probe
aus dem landwirthschaftlichen Bilderbogen Nr. 7.

Bei dem Verleger des Sinkenden Boten, J. S. Seiger in Lahr, erschien kürzlich, gleichsam als Fortsetzung der schönen landwirthschaftlichen Bilderbogen von Hoffacker und Wabo, ein weiterer Bogen mit 24 Abbildungen, welcher in klarer, anschaulicher Weise die alte, namentlich aber auch die **neue Bienenzucht**, nach Dzierzon und Berlepsch, beschreibt. Der Verfasser, Herr Hauptlehrer Huber in Niederschopshelm, ist ein bekannter tüchtiger Bienenzüchter und wer sich den Bogen, Preis 9 kr., bei 25 Exempl. 6 kr., kauft, kann sich getrost auf seine Anweisungen verlassen. Als den wesentlichsten Vorzug der Dzierzonsstöcke bezeichnet Herr Huber die beweglichen Wabenträger, jede Wabe hängt nämlich an einem 1 rheinischen oder nürnberger Zoll breiten Stäbchen, oder wie Baron von Berlepsch, namentlich den Anfängern, empfiehlt, in Nähnähen. Sehr leicht und geschwind läßt sich hierdurch der Honig herausnehmen, ohne eine Wabe zu verletzen, und eben so leicht einem schwachen Stöck Honig- und Brutwaben einhängen, verdorbene Waben können hier leicht gereinigt, gewaschen, getrocknet und wieder eingestellt werden, in 5 bis 15 Minuten ist die Königin herausgefangen und fast eben so geschwind ein Kunstschwarm gebildet, die für Anfänger so schädlichen Nachschwärme können nur hier sicher verhütet werden durch Herausnahme aller Königszellen bis auf eine; ja, zu größerem Fleiß können die Bienen ganz gut gezwungen werden. Man schiebt im Juni oder Juli hinter das beliebige groß gelassene Brutnest eine oder zwei Honigwaben, über diese geht die Königin nicht leicht und hinten daran haben die Bienen Platz zum Honig. Man kann auch eigene Honigbehälter anbringen, wozu nur die Bienen kommen und nicht auch die Königin, um zu ungezügelter Zeit, z. B. im Juli oder August, die Brutvermehrung zu verhindern. U. s. w.

Der Bienenvater.

Wenn Gott das Kleine segnet, so wird unermuthet etwas Großes daraus; wenn ich diesen Glauben nicht schon vorher gehabt hätte, so wäre er mir gestern, wie man sagt, in die Hände gekommen. Denn als ich durch den Wald ging,

kam ein Bauersmann hinter mir drein, mit dem ich mich in's Gespräch gab, und er beschrieb mir den Ackerbau und die Waldpflege, und sagte lauter vernünftige Sachen, und gar nichts Ueberspanntes und Hasensfüßiges war an ihm zu bemerken, also daß ich meine Herzensfreude an dem Mann hatte. Als wir nun aus dem Walde

herausgekommen waren, lag ein Dorf da ganz in der Nähe, und er zeigte mir, daß der erste Hof da am Eingang des Dorfes sein gehöre, und führte mich hinein durchs Hofthor, und wies mir sein Vieh und seine Böden und die Gärten am Hause, und war Alles im besten Stand; mir aber fiel vor Allem eine große Reihe von Bienenstöcken auf, die da in mehreren Ständen an der Scheune standen. Als er sah, wie aufmerksam ich auf die Stöcke war, sagte er lächelnd: "Ich muß schon der Dankbarkeit wegen Bienen hegen und pflegen, denn daß ich ein wohlhabender Mann bin, verdanke ich nächst Gott meinem Großvater, und der verdanke es einem Bienenstocke. Es war ungefähr in der Mitte des siebenjährigen Krieges, so ging mein Großvater eines Morgens in den Wald, denn er war ein armer Forstläufer und wohnte hier im Dorfe in einem kleinen Häuslein, so begegnete ihm bei einem großen Eichenbaume ein Tagelöhner, der im Walde zu arbeiten hatte, und der Tagelöhner sah an dem Baum hinauf, an den hatte sich ein großer Bienenschwarm angesetzt. Wie sie nun hinaufsehen, sagt der Tagelöhner zu meinem Großvater: "Das wäre etwas für Ihn, Herr Forstwart, Er hat ein Höflein am Hause, er sollte den Schwarm einfassen, denn er ist gut, ich verstehe mich darauf." Der Vorschlag leuchtete meinem Großvater ein, und so ging er in's Dorf und borgte einen alten Bienenkorb, und der Tagelöhner faßte ihm den Schwarm ein und sie trugen ihn nach Hause und setzten ihn auf ein Brett in dem Höflein. Und konnte er dann gleich in dem ersten Jahre drei Stöcke ausnehmen, und als er den Honig und das Wachs in die Stadt geschafft hatte, und gab ein einziger Stock achtzig Pfund, und brachte achtzig Gulden für die drei Stöcke nach Hause und zählte die auf den Tisch, hatten er und seine Frau noch nicht so viel Geld beisammen gesehen, wurden aber nicht verblendet davon und kauften nicht Bier und Braten, oder Kleider zum Staat, sondern da eben ein Ackerlein feil geworden war, kauften sie das, und waren fleißig daran Tag und Nacht, und kam das andere Jahr zu dem Ackerlein ein Acker und später Wiesen dazu, und wurde das Häuslein zu klein, und da die Bienenstöcke immerzu wuchsen und manches Jahr achthundert Gulden ins Haus brachten, so hat der Großvater das Haus da gebaut und die Scheunen und Ställe, und der Vater hat's erhalten und vermehrt, und so will ich's mit Gottes Hilfe auch bewahren, wie mir's übergeben ist, und halte ich es für ein besonderes Glück, daß ich die Prediger von Gottes Fürsorge und Güte so zahlreich bei der Hand habe, denn es müßte wunderbarlich zugehen, wenn ich eine Biene summen hörte, und dächte nicht an den reichen und gütigen Gott,

der das Kleine gesegnet hat, daß es so groß gewachsen ist"

Arbeit und Armuth.



Wo die Arbeit zieht in's Haus,
Läuft die Armuth bald hinaus.
Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armuth zum Fenster hinein.

Gutes Mittel gegen die Faulheit.

Die Holländer, die sonst auch gar oft das rechte Mittel zu treffen wissen, und was man so sagt, praktische Leute sind, hatten in ihren Arbeitshäusern über eingefleischte Faulheit zu klagen. Da stellten sie den Faulenzern große Fässer mit Wasser hin, steckten die guten Leute bis an den Hals hinein, und ließen von der Seite fortwährend ein artig Bächlein in das Faß fließen. Daneben war aber eine rechte gute Pumpe angebracht, und wenn die Gäste im Wasserfaß nicht über den Hals in's Wasser wollten, mußten sie pumpen aus Leibeskräften, und durften kein Viertelstündchen ausschmaufen oder den Bögeln nachschauen. Und das Mittel war probat, denn es hielt es keiner lange aus, und verlangte bald nach anderer Arbeit.

Leider steckt auch heutzutage noch Mancher, der nicht im holländischen Arbeitshaus sitzt, bis an den Hals im Wasser, und er rührt dennoch nicht Hand noch Fuß, sondern denkt: was thut's, wenn ich verkaufe, die Gemeinde muß mich doch erhalten!

Wer sich nicht schämt, einen Irrthum zu bekennen, der beweist, daß er heute weiser ist, als gestern.

Mit Zeit und Geduld wird aus dem Maulbeerblatt Seide.

Wo Neben Pflicht ist, da ist Schweigen ein Verbrechen.



Zwei Erndtelieder.

Der liebe Gott mit milder Hand
Bedeckt mit Segen rings das Land;
Schon steht die Saat in voller Pracht,
Ein Zeuge seiner Güt' und Macht.

Nun erndte, Mensch, was du gesät,
Sei froh, und sprich ein fromm Gebet,
Und gib von dem, was dir verbleibt,
Auch deinen armen Brüdern hin.

So streust du neue Saaten aus
Und ew'ger Segen blüht daraus,
Dann wird dein Herz voll Sonnenschein
Ein Erndtefest dein Leben sein.

Kein Klang von Allem, was da klingt, geht über Sensesklang,
Wenn sie der rasche Schnitter schwingt zum fröhlichen Gesang.
Das Aehrenfeld in goldner Pracht raucht Halm an Halm gefügt.
Wie da des Schnitters Auge lacht, wie ist er so vergnügt!

Er sieht den reichen Segen an, womit ihn Gott beglückt;
Denkt, wie er andern helfen kann, und fühlt sich hoch entzückt.
Er singt, es zirpt in einem Ton die kleine Grille mit,
Und nieder sinkt die Garbe schon von seiner Sense Schnitt.

Da liegt sie nun die ganze Schaar der Halme lang und schwer;
Die Schwaden liegen Paar bei Paar in Reihen rings umher.
Da steht der Schnitter mitten drin und jauchzet in das Thal;
Nun hüpf die frohe Biederin daher und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt, das Mahl schmeckt königlich;
Und seht, der muntre Schnitter winkt, und Alles rüftet sich.
Und wieder hin aufs hohe Feld, die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt, und immer keine Last.

Nedliche Wiedererstattung.

Als im Jahr 1814 die Allirten in Frankreich einzogen, kamen zwei hessische Soldaten in Lyon in ein Wirthshaus in's Quartier. Beim Abzug mochten sie sich erinnern, daß die Franzosen in Deutschland ihrer Zeit gar Manches hatten mitgehen heißen, was nicht niet- und nagelfest war, und der Eine von ihnen nahm 25 Franken mit, die er in seinem Zimmer gefunden hatte. Die Wirthin vermifste zwar bald darauf das Geld,

aber sie vergaß es bald, als ein verlorenes Gut. Nach langen vierzig Jahren erhält sie einen Brief mit der Post und darin eine Anweisung auf 157 Franken. In dem Briefe erklärte der Schreiber, er sei der Bruder desjenigen, der ihr vor vierzig Jahren 25 Franken entwendet habe; jetzt erst sei er im Stande, diese unehrenhafte Handlung wieder gut zu machen und ihr Kapital sammt Zinsen zurück zu geben. Er bitte sie, die Summe nicht nur als Entschädigung, sondern auch als Zeichen der Reue seines verstorbenen Bruders

anzunehmen, und einige Messen für die Seelenruhe des Verstorbenen lesen zu lassen. Der Deutsche, was man auch an ihm auszusetzen hat, ist doch eine wackere, ehrliche Seele, nicht wahr, lieber Leser?

S p r ü c h e.

Achre nach Achre macht die Hand voll.

Gute Tage wollen starke Beine haben.

Erst besinn's, dann beginn's.

Ein faules Ei verdirbt den ganzen Kuchen.

Wenn's gut ist, ist's genug.

Kurze Abendmahlzeit, lange Lebenszeit.

Rein und ganz giebt schlechtem Tuche Glanz.

Bürger und Bauer trennt nur die Mauer.

Williges Herz macht leichte Füße.

Berechne jeden Tag, wie viel der Stunden du
Verwendet hast auf Mittagsruh,
Wie viel auf Schmauserei,
Wie viel auf Tanz und Spiel
Und auf Geschwäg, das eitel Dunst gewesen ist
Und dann, o Mensch, zieh' ab, und sieh', wie
alt du bist.

Wer weiß, wozu es gut ist?

Ging einmal ein Musikant von der Kirchweih nach Hause, der war gar lustig und guter Dinge, hatte die Baßgeige auf der Schulter, und es war ihm, als ob all die Walzer und Schottische, die er heute oder vielmehr gestern, denn es war um die frühe Morgenstunde, aus ihrem dicken Bauche hervorgeholt hatte, ihm selbst noch nachträglich durch den Kopf wirbelten, und ihm in die Beine gekommen wären. Doch diese wollten den Takt nicht recht halten, wackelten ihm bald rechts, bald links aus dem Geleise, und stolperten gar curios über Stock und Stein, und nicht selten sogar über sich selbst hinaus. Das machte unser Männlein nach und nach doch etwas unwirsch und ärgerlich, nicht sowohl, wie es ganz in der Ordnung gewesen wäre, gegen sich selbst und seinen allzu großen Durst, sondern gegen die schlanken Pappelbäume, die an seinem Weg her standen, und die ihm gar manchmal im Wege standen, wenn er den einen oder den andern derselben etwas ungsant mit der erhitzten Musikantennase berührte.

Ja am Ende kam ihm sogar der Gedanke, es spiele ihm irgend ein böser, buckeliger Geist einen Spuck, und stelle ihm zum Verdruß allemal so einen unhöflichen Pappelbaum mitten in den Weg. Während er so in Gedanken daher stolpert, und sich besinnt, wie er am geschicktesten neben den Pappelbäumen vorbeikommt, treibt ihn etwas Na-

türliches abwärts. Also stellt er noch säuberlich genug für seinen Zorn die liebe Baßgeige an den ersten besten Baum, und entfernt sich auf den Stock gestemmt einige Schritte davon.

Nach einiger Zeit kehrt er zurück, sieht etwas Schwarzes, Dickes neben einem Pappelbaum sammengedrückt sitzen, und mit dem Rufe: Han i di du Malefizkaib, du teufelischer Teufelspuck! haut er mit dem derben Knotenstock aus allen Kräften auf den vermeintlichen Geist ein, daß derselbe krachend und splitternd in hundert Stücke zerfährt und der arme Narr plötzlich ganz nüchtern geworden dasteht vor seiner zerschlagenen Baßgeige.

Als er heimkam mit den Trümmern in der Hand, und die liebe Ehefrau ihm schon zornglühend entgegentrat, mußte er, um das drohende Donnerwetter abzuleiten, erzählen, wie er, oder vielmehr seine arme Baßgeige unschuldig in eine Schlägerei der Tanzenden hineingerathen sei, und wie es denn doch besser sei, sie habe das Leben lassen müssen, als er. Und die Frau schwieg dazu und dachte im Stillen: Wer weiß, wozu es gut ist und ob er nicht vom durstigen Handwert läßt?

Und siehe, die Frau hat Recht gehabt. Die Baßgeigentrümmern hat er hinter den geschneitelten Kasten gesteckt und ist ein fleißiger Arbeiter geworden, und wenn er auch wieder einmal des bekannten Weges heim geht, so bleiben ihm die Füße im rechten Tempo, und er hat seitdem hinter keinem einzigen Pappelbaum mehr einen Geist gesehen. Dafür war's gut. Item, es braucht aber darum nicht Jeder den Weg zu machen, um ein braver Mann zu werden.

Schlechte Wahl.



Ein junger Mann trat einst bei einem Balle einen anderen, der sehr dünne Beine hatte, auf eines seiner Fußgestelle. Während fragte jener: „Glauben Sie etwa, daß ich meine Beine gestohlen habe?“ — „Gottbewahre!“ war die Antwort, „da hätten Sie sich wohl ein Paar andere aussuchen können.“

Die Schatzgräber.

Schatzgraben, lieber Leser, nicht wahr, das ist ein gar lockend Geschäft, da möchtest du wohl auch einmal den Spaten anwenden, und die 10 oder 20 Tausend Gulden oder Tgälerchen auf dem Schubkarren nach Haus schaffen! Es ist freilich auch bequemer und geht viel schneller, als wenn man sich vom rothen Kreuzer zum Groschen und Sechser und Gulden durch schaffen muß, als wenn man im brennenden Sommer draußen an den dürreren, harten Schollen herumhacken muß, wie wenn lauter Goldförner darin wären. Zwar wissen wir wohl, als gute Christen, daß es heißt, man solle sich nicht mit solchen irdischen Schätzen behelligen, und sein Herz nicht dran hängen; — aber es will denn doch den Meisten besser behagen, ihr Stücklein Brod in Behäbigkeit zu essen, als in Noth und Armuthsorgen, und zum trockenen Stücklein Brod ein Gläschen Marktgräser oder Darbacher oder Lautenbacher schmeckt denn doch auch besser als die Thränen des Kammers, die darauf herabfallen.

Darum, lieber Leser, hat wohl der liebe Herrgott auch nichts dagegen, wenn du, zwar die höhern, wichtigeren Dinge stets vor Augen und im Herzen hast, — aber auch, verzieht sich, mit Maas und Ziel und Vernunft und „in Ehren“ dein bescheiden Erdenhäuschen dir so wohnlich als möglich einzurichten suchst.

Wie du's aber dahin bringen kannst und sollst, das ist eine andere Frage.

Den lieben Gott schalten und walten lassen, das ist ein schönes Sprüchlein, nur wird es gar manchfach und vieldeutig ausgelegt. Der meint, „den lieben Gott walten lassen, heiße auch zugleich dem lieben Gott halbwegs entgegenkommen, mit eigener Kraft und eigenem Fleiße die Bausteine zum Gebäude hintragen, mit eigenem Nachdenken den Bauplan entwerfen, und prüfen und schauen wie sich am besten Stein auf Stein und Balken auf Balken fügt, damit das Haus vor Sturm und Regen geschützt sei, und du mit Weib und Kind darin eine wohnliche Stätte habest, und damit der liebe Gott dazu den rechten Bausegen spreche.

Der Andere meint, unsern lieben Gott walten lassen, das heiße die Hände in den Schooß legen, und die goldene Morgenstunde verschlafen, und den kühlen Abend verträumen. Der meint, es verstehe sich von selbst, daß der liebe Gott sagen muß, „Tischlein deck' dich“, und er habe groß Recht über Unglück und Schicksalsmißgunst zu klagen, wenn ihm die gebratenen Tauben nicht in's Maul fliegen, und er nicht bei jedem Spaziergang am Wege einen Dukaten, und in jeder alten Burg einen Schatz findet.

Der liebe Gott hat gar unterschiedliche Kostgänger auf dem Stücklein Welt, das wir Erde hinf. Bote 1857.

nennen, und es ist nur zu verwundern, daß er nicht schon scharfer mit ihnen abgerechnet hat.

Zu den bequemen Wegen zum Reichthum gehört auch das Schatzgraben.

Freilich, wirst du lieber Leser denken, es sei denn doch nicht so ganz ohne, nicht so ganz leer Stroh gedroschen mit dem Schatzheben, und in früheren schlimmen und unruhigen Kriegszeiten, wo keiner über Nacht seines Lebens sicher war, und das Kriegshandwerk der nächste Better von Diebshandwerk war, wo Sengen und Morden zu den Kunst-artikeln gehörte, — da sei manch blankes Stücklein Gold heimlich versteckt und vergraben worden, und der Eigenthümer habe keine Zeit mehr gefunden, das Vergrabene in seinen Bündel mit auf die große Reise zu nehmen, und so lasse sich wohl hie und da noch ein hübsches Sümmlen aus dem Boden herauscharren.

Hast Recht, lieber Leser, und wenn du guten Grund last, irgendwo solche verborgene Schätze zu vermuthen, so probir's in Gottesnamen, — aber ich sage probir's in Gottesnamen, das heißt am hellen Tag, nicht in der Mitternachtsstunde und nicht im Bunde und Vertrag mit den vermeintlichen bösen Geistern, sonst kommt nichts dabei heraus, — als Schaden für deine Seele und deinen Geldbeutel, und der Spott und Hohn der Welt oben drein.

So ging's dem Kreuzwirth von Dingekirch und seiner Ehefrau der Frau Kreuzwirthin.

Das war zwar auch so ein Ehepärllein, wo statt des Pfarrers der Geldsack am Altare hätte stehen sollen und fragen: Wollt Ihr, So und so einander heirathen? und hätte auf ihr Ja! sprechen müssen: So thue nun ich, der Geldsack Euch zusammen, — im Namen —

So war's; sie hatten, wie das bei solchen Leuten oft Mode ist, nur ein Kiud, — sie hatten Geld genug, und doch nicht genug, und wenn es auch sonst mit dem herzlichen Einvernehmen der beiden Leute nicht gar weit her war, so waren sie doch darin vollkommen eines Sinnes, daß sie noch reicher werden müßten.

Da kamen eines Abends drei Gesellen in's Wirthshaus, die redeten Anfangs, so lange noch andere Gäste da waren, von gleichgiltigen Dingen. Als aber diese fort waren, streckten sie die Köpfe näher zusammen, und flüsterten einander leise in die Ohren, daß der Kreuzwirth, bei dem ohnedies die Neugierde nicht zu den letzten Tugenden gehörte, Schritt für Schritt langsam näher rückte, und die Ohren spitzte. Aber je näher er kam, desto leiser und gedämpfter wurden die Stimmen der drei Gäste, und endlich schwiegen sie ganz. Nur etwas hatte der dicke Kreuzwirth verstanden, nämlich die Worte „es sind 40,000 fl.“ Das war freilich genug, um dem guten Mann das Blut vom großen Zehen bis zu den Haarwurzeln in Wallung zu

bringen, aber die verfluchten Kerle beobachteten von da an ein hartnäckiges Stillschweigen, und wechselten nur hie und da bedeutsame Zeichen und Blicke, die aber unser Forscher leider nicht verstehen konnte.

Da kam ihm ein guter Gedanke, wie er ihnen die Zunge lösen könnte. Als ob er draußen zu thun hätte, ging er scheinbar gleichgiltig zur Thüre hinaus, und in die Küche. Dort befand sich ein Fensterlein, das gerade hinter den Köpfen der drei Gäste stand, die es wohl bemerkt hatten, und hieher posirte er sich, indem er es leise ein wenig öffnete. Da wurde es plötzlich wieder laut in der Stube, und Einer begann: Jetzt sind wir Gottlob wieder allein, denn wenn der Wirth etwa davon hörte, so fordert er entweder auch seinen Antheil, oder zeigt die Sache am Ende an, und der selte Braten wird uns vor der Nase weggeschnappt. 40,000 fl. sind's, und das Plätzlein weiß ich ganz genau, und die Zeit ist in dieser Nacht. Wenn nur, fiel ihm da der Zweite in die Rede, kein Geldteufel darauf sitzt. Dafür ist gesorgt, sagte der Dritte. Ich habe eine Rolle von 200 fl. bei mir, und damit werden wir ihn wohl vom Schatz weglocken können, denn die Geldteufel sind gewöhnlich dumme Teufel."

Also abgemacht, es bleibt dabei, sagte wieder der Erste, morgen um zwölf Uhr Nachts gehen wir dran, und dann fort über die Gränze.

Halt! guter Freund, dachte da der Wirth hinter dem Küchenfenster, so wird's nicht pressiren, da will ich auch dabei sein. Und richtig, bald darauf tritt unser Kreuzwirth wieder in die Stube, reibt vergnüglich die Hände und offenbart alsdann den drei Gefellen, wie er wisse, warum sie da seien, und was sie im Schilde führten, und wie er entweder Antheil am Gewinn verlange, oder die ganze Geschichte bei der Polizei anzeigen werde. Dann würden sie schon das Plätzlein angeben, an dem der Schatz liege.

Anfangs suchten die Gefellen zu läugnen, dann sträubten sie sich, den Wirth als Theilhaber anzunehmen, aber endlich ließen sie sich, immer noch scheinbar widerstrebend, dazu bewegen. Es wurde nun Alles ausgemacht, Ort und Stunde der Zusammenkunft bestimmt, und dem Wirth 10,000 fl. am Schatz zugesichert. Die Frau Kreuzwirthin schlief schon geraume Zeit den Schlaf der Gerechten, und merkte daher nichts von der Abwesenheit ihres lieben Ehemannes, der sich vornahm, sie andern Morgens mit 10,000 fl. zu überraschen.

In der stockfinstern Nacht bald nach halb 11 Uhr ging es zum Dorf hinaus, unterwegs wurde Dies und Jenes bestimmt, und besprochen, wie man genau das Plätzchen finden würde, wie man das Geld forbrächte, und dergleichen mehr. Endlich gegen 12 Uhr gelangten sie in die Nähe eines einsam



liegenden alten verfallenen Gottesackers, der früher zu einem zerstörten Kloster daselbst gehört hatte.

O weh, rief da Einer der drei Gefellen von Weitem schon, — dort ist das Plätzlein, aber es sitzt ein Geldteufel drauf. Seht ihr ihn dort an der Mauer mit den funkelnden Augen! — Aber er hat nicht nur zwei Augensterne, er hat viel mehr; drei, vier, fünf — zehn Augen hat er, o weh, dann können wir nichts machen, er muß mit so viel mal hundert Gulden weggelockt werden, als er Augen hat, sonst geht er nicht vom Fleck. Zwar will ich's mit meinen 200 versuchen, aber es wird nicht viel helfen. Und er gab dem Kreuzwirth die zwei Geldrollen, und zeigte ihm ein ander Plätzlein, ein Loch in der Mauer, da sollte er's hinlegen.

Unterdessen ging Einer hinter die Mauer, um wie er sagte, den Teufel zu bannen, daß er nicht auf den Schatz hinunterginge, denn dann sei er gar nicht mehr wegzubringen.

Der Geldteufel glözte immer noch mit seinen leuchtenden Augen, aber jetzt nur noch mit acht aus der Mauer heraus, und wollte nicht weichen. Was fangen wir jetzt an, mehr als zweihundert Gulden haben wir nicht bei uns, und brauchen noch weitere achthundert; ist der Teufel damit gelockt, so gehören sie wieder uns.

Da dachte der Wirth, du hast ja Geld daheim im Pult liegen und kannst helfen, und erbot sich auch ohne Zögern, es zu holen.

Schnell war er wieder da, denn er fürchtete, der Teufel könnte doch vielleicht unterdessen in seiner Mauernische Langeweile bekommen, und die drei Kameraden den Schatz allein holen. Angekommen legt er die achthundert Guldenrollen zu den beiden andern in das Mauerloch, und kaum waren sie einige Minuten dort, während welcher die zwei Spießgesellen vor der Mauer allerlei Beschwörungs- und Zauberformeln sprachen, als die acht Augen des Goldteufels verschwanden, und in dem andern Mauerloch bei den Geldrollen sich zeigten.

Jetzt war's gewonnen. Stille rückt man nun und vorsichtig auf die Stelle zu, setzt Karst und Spaten an, und gräbt mit emsiger Hand am Fuß der Mauer in die Erde. Der Kreuzwirth leucht im Schweiß bangender, hoffender Erwartung; da ruft der Andere hinter der Mauer, der dort ebenfalls gräbt, es solle noch Einer zu ihm herüber kommen, der Teufel wolle wieder auf den alten Fleck herüber, und dem müsse man wehren. Also geht der zweite Geselle flugs über die Mauer zu dem ersten. Dieser aber schleicht unterdessen hinter der Mauer hin an den Ort, wo die 800 fl. liegen, holt sie durch das Loch, welches durchgängig war, fein säuberlich zu sich, und schleicht ebenso leise dem nahen Walde zu.

Halt ruft jetzt der draußen, wir sind dabei. Jetzt kommt das Schwerste, aber letzte. Wenn wir drauf und dran sind, kommt der wüthende Teufel noch einmal zum Schutz, und packt Einen von uns hart an, und schüttelt ihn im Zorne, und fährt dann zischend und prasselnd durch die Luft davon. Sobald er kommt, wirft sich daher Jeder von uns glatt auf das Gesicht zur Erde, denn stehend würde er ihn mit sich fortreißen, und rührt sich nicht, bis es wieder still ist. Dann haben wir's gewonnen, und können den Schatz heimtragen. Er kommt! er kommt! ruft da plötzlich der hinter der Mauer, und der Kreuzwirth wirft sich glatt auf den Bauch und das Gesicht in's nasse Gras und der Kamerad neben ihm läßt einen Schrei hören und fragt und scharrt an der Mauer, daß der Kreuzwirth denkt: den hat er — und schon auf ein Drittel statt auf ein Viertel am Schatz rechnet, und den Kopf tiefer in's Gras drückt. Und als der Lärm und das Ringen und Schreien sich mehr und mehr entfernte und geringer wurde, so denkt er: „den hat er mitgenommen!“ Und als nach und nach Alles wieder stille umher geworden ist, hebt er mehr und mehr den Kopf aus dem Grase, öffnet die Augen, spitzt die Ohren; aber er sieht nichts, er hört nichts, alles ist todtenstill. Da durchzuckt es den Kreuzwirth urplötzlich wie der Blitz zuckt durch die finstere Wolke, und jählings springt er auf, — und auf das Loch mit seinen 800 fl. zu. Der Goldteufel mit seinen zehn

leuchtenden Augen saß noch drauf, aber in der Hast und dem Schrecken, hatte ihm der Kreuzwirth mit der Hand in's Gesicht gestoßen, und da fiel ein Brettlein herunter, auf dem hatten die Schelme zehn Leuchtkäfer angebunden, die immer noch ganz lustig forschimmerten.

Geldrollen aber fand der arme Mann nicht mehr zehn darin, sondern nur noch zwei, und diese waren hübsch von Blei in Formen gegossen, und hätten vortrefflich für Gewichte an die große Wanduhr in des Kreuzwirthes Gaststube gepaßt, wenn er sie nicht im ersten Zorn den entflohenen Schatzgräbern nachgeworfen hätte, die ganz droben aus dem Walde ihm noch ein freundliches Lebewohl zuriefen.

Von dem Schatz wollte er nichts mehr wissen, schlich sich leise quersfeldein nach Hause, und legte sich eben so leise in's Bett, ohne die Kreuzwirthin zu wecken, welche zwar am andern Morgen nicht durch 10,000 fl., aber durch die fehlenden 800 fl. überrascht wurde, und welcher der betrogene Kreuzwirth trotz Leugnen und Widerstreben zulete doch die ganze traurige Geschichte haarklein berichten mußte. Daß dann der leibhaftige Gott sei bei uns noch einmal, ärger denn vorher ihm nicht nur gegenüber trat, sondern ihm sogar in die Haare kam, versteht sich eigentlich von selbst, und es gehörte ihm auch von Rechtswegen, sintemal er nicht bedacht hatte das Sprüchlein: Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichte böse Laster, und der Goldteufel ist der allerschlimmste Teufel, mit dem der Mensch sich einlassen kann.

Die Flüchtlinge.

Berseze dich, lieber Leser, mit dem Hinkenden Boten in Gedanken um 1000 Jahre zurück, also etwa in das Jahr 850. Es ist zwar jetzt in unserem lieben Deutschland auch kein güldenes Zeitalter, und nicht Alles Gold was glänzt, aber gegen jene Zeiten ist denn doch Vieles Gold, und wer so in die bequemen und verhältnismäßig ruhigen Tage unserer Gegenwart eingewohnt und eingebürgert ist, dem würde es wahrlich in den sturm- und nothvollen Tagen jener Vergangenheit übel be-
hagen.

Seit sieben Jahren hatte sich die große Macht Kaiser Karls des Großen in die drei Reiche, Deutschland, Frankreich und Italien getrennt, in Deutschland regierte König Ludwig der Deutsche. Aber, wie sah es in dem armen Deutschland aus! Weil der König jedesmal gewählt wurde, so gewannen einzelne kleine und große Fürsten und Herzoge nach und nach an Bedeutung und Ansehen, gegen die Einfälle fremder raublustiger Völker, wie der Normannen, Serben, Wenden,

mußten sie auch mit größerer Macht ausgerüstet werden, und in dem Maße als die Macht dieser kleinern Reichsfürsten wuchs, mußte natürlich die des Reichsoberhauptes, und damit auch die Ordnung und Kraft des allgemeinen Regiments in Deutschland abnehmen. Zudem war in jenen Zeiten das sogenannte Lebenswesen mit den Franken, den Eroberern des deutschen Landes auch in dem Volke heimisch geworden. Da bildeten sich verschiedene Stände und Standesunterschiede, nicht etwa wie bei uns, sondern Standesunterschiede, die eine bürgerliche persönliche Verschiedenheit der Rechte und Pflichten zu Folge hatte. Da waren nach dem Reichsoberhaupte die ersten die großen Vasallen oder Lehensmänner der Krone, von dieser Krone mit größern Ländereien belehnt, dann, von den großen Vasallen belehnt, die niedern Vasallen, die Freiherrn, alsdann freie Bauern und Leibeigene, Geistliche, Städtebürger und mehr.

In jenem Jahre 850 war das Christenthum noch nicht in alle Gegenden und Gauen unseres Vaterlandes eingedrungen, in die tiefen Wälder des Innern, in wilde Bergschluchten hatten sich der heidnischen Deutschen Viele mit ihren Götzen und ihrem Götzenglauben geflüchtet, und sie hielten daran um so fester, und fühlten sich von dem Christenthum um so weniger angezogen, weil mit diesem auch die Knechtschaft des fremden Joches auf den Nacken des deutschen Volkes sich niedergelassen, weil mit den Heidengöttern auch die deutsche Freiheit in die Urwälder sich geflüchtet hatte.

Eine Hungerstoth hatte sich über das Land gelagert, der dritte Mensch war Hungers gestorben, denn die kargen Gaben der Erde hatte des wilden Bürgerkrieges eherner Fuß zertritten und vernichtet. Feuerzeichen am Himmel und falsche Propheten auf Erden verkündeten keine bessern Zeiten, ja vielfach glaubte man an das Herannahen des Endes der Welt.

In jenem Jahre nun lebte im Thüringerland ein freier Mann, ein Bauer, der begab sich, wie es in jenen kriegsbewegten Zeiten beinahe nothwendig war, um Leben und Familie und Eigenthum einigermassen zu bewahren, in den Schutz eines Mächtigen, leistete demselben Frohnd und Abgabe, und bezieht als freier Bauer sein eigen Gut. So lange der Grundherr lebte ging Alles in rechter Ordnung, aber als dieser das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, vertauschte auch der Schützling den treuen, freundlichen Herrn mit einem harten und unbarmherzigen.

Nichts wollte dieser wissen und anerkennen von dem frühern Verhältniß, sondern als ererbtes Gut betrachtete er von nun an den freien Bauern auch als ganz sein eigen, als leibeigenen Knecht. Noch aber lebte in dem freien Manne der Geist

und Sinn der alten Deutschen, nimmermehr vermochte er den stolzen Nacken zu krümmen unter fremdes Herrenjoch, und mit Wehmuth und Verachtung blickte er in die Gegenwart, in welcher statt streibarar Männer, demüthige Mönche und zahme Bauern den Kern der Bevölkerung auszumachen begannen. Sein Großvater hatte noch in den heiligen Hainen den Göttern geopfert, in ihm selbst lebten sie noch im Bilde vergangener Zeiten. Warum, so dachte er in seinem Herzen, warum sind mit den Göttern unserer Väter auch die schönen stolzen Zeiten der Freiheit dahingegangen, warum zieht unter Trübsal und Elend und Todeschatten der neue Gott der Christen, ein, warum hat er nicht Wille noch Macht, den Jammer von des Volkes Haupt zu nehmen?

Also dachte der Mann, der kein leibeigener Knecht sein wollte, und beschloß das Elend vorzuziehen der Sklaverei.

Da, in der Stille der Nacht, nahm er zu sich das Theuerste, was er noch sein nannte, sein Weib, sein Kind und sein Schwert und entfloß der Gewalt seines Herrn.

Es war harte Winterszeit, mit warmen Fellen deckten die Wanderer ihre Leiber, aber Nahrung hatten sie keine mitzunehmen, vom Heerde der



Väter. In dem freundlichen Mainthale gedachte er sich seine Hütte zu bauen, aber der Weg dahin war weit und wild, die starre, frostige Winterhülle

deckte überall umher das Land, und der Feind hatte alles verwüstet und geraubt. Es war kurz vor Neujahr. So trotzig und unerschrocken auch der Mann das Wagniß begonnen, so stark auch die abgehärtete Kraft der Wanderer war, das zweijährige Kind, das noch an der Brust der Mutter trank, war eine schwere Bürde, abwechselnd für Mann und Weib.

Drei Tage lang waren sie umhergeirrt, die Pfade, wenn solche da gewesen, waren verweht und bedeckt mit tiefem Schnee, die dunklen Bergwälder beugten sich unter der schweren Last, der Abend vor Neujahr, der Sylvesterabend, breitete frühe schon seine eiskalten Fittige über die schlummernde Erde. Seit zwei Tagen hatte kein Bissen die ermattenden Kräfte der Flüchtlinge gestärkt, schon seit Mittag hatten sie in den Schluchten des Gebirges sich verirrt, stark, im Gefühle, daß er aus der Knechtschaft zur Freiheit wanderte, schritt der Mann voraus, duldbend und schweigend neben ihm der die Gefährtin, fest an sich drückend das vom Frost durchschauerte Kind. Kein menschlicher Fußtritt auf ihrem einsamen Pfade, kein fernes Rauchziehen verkündete das Dasein menschlicher Hütten, nur die Spuren vorübergezogener Raubthiere verriethen das Dasein des Lebens in diesen öden Waldwüsten. Die Nahrung des Kindes war versteigt in der Mutterbrust, lauter und kläglicher war sein Wimmern, denn zum Frost gesellte sich der noch grimmigere Hunger.

Der Riesensohn aus Nordland, so nannten die alten Deutschen den Winter, begann auch des stolzen Mannes trotzigste Kraft zu brechen, zuweilen schwamm und stimmerte es ihm vor den Augen, und er fühlte, daß gegen diesen Feind nicht Muth und Schwert ausreichten. Die eisige Kälte durchzitterte sein Gebein, aber auch ein eiskalter, ırogigfinsterner Ausdruck breitete sich in finstern Wolken über sein Angesicht, daß es dem armen, duldbenden Weib wie jäher Schrecken, wie trübe Ahnung durch die Seele ging.

Sein Auge rollte in unbeimlicher Gluth, seine Rippen zuckten, seine Faust ballte sich in stillen Grimm, oder faßte krampfhaft den Griff des mächtigen Schwertes. Reif und Schnee ver Silbernten ihm den Bart, und sein Antlitz sah aus wie das eines heidnischen Priesters, der zum blutigen Opfer ausholt.

Da, aus dem Meere schneebelasteter Bäume, ragte ein schwarzer Felsgipfel empor, und sich zu ihm emporarbeitend fanden die armen Wanderer unter seinen überhangenden Seiten ein Gewölbe, in dem sie trocknen Raum zur Nachtruhe, und dürres Reis zum wärmenden Feuer finden.

Ruhe und Obdach ist ihnen geworden, aber des verhungerten Kindes Wimmern, aber des eigenen Hungers bellende Stimme gönnt ihnen

matten Augenlidern und ihren erschöpften Gliedern kein Stündlein des erquickenden Schlummers.

Aufrecht steht der Mann an die Felswand angelehnt, und blickt starren Auges in die flackernde Gluth des Feuers, und hebt den Blick wieder grollend zu dem schneeuwolkten Himmel, der über ihnen lagert wie ein weites Leichentuch, bereit ihren Trog und ihre Klage mit dem Mantel des Todes zu decken. Da droben wohnen die Riesen und Helben unserer Vorzeit, — spricht er da vor sich hin, — sonst blickten sie freundlichen Angesichtes auf ihr Volk nieder, unser Glaube an sie ist entflohen, unsere rauchenden Opferräucher sind erkaltet, — auch ihre Gunst ist dahin, auch ihr Herz ist kalt und eisig gegen uns geworden, wie das Herz des Riesensohnes aus Nordland.

Eure Priester haben die Götter aus unserer Brust und von unserer Erde vertrieben, — sie haben den Himmel für sich behalten, und uns auf Erden das Elend und die Knechtschaft gelassen.

Das Weib aber, in dem der Christenglaube fester gewurzelt war, erwiederte nichts, sondern betete still in ihrem Herzen — Und wiederum begann der Mann: In den Stunden des Unglücks verführten unsere Väter mit Opfern den Zorn der Götter, und je schwerer die Trübsal, desto größer das Opfer. —

Gedenkt Du der Erzählung von dem Weibe, das in diesen Tagen des Hungers mit ihrem Kinde zu der Schwelle des Erzbischofes flüchtete; als sie die Schwelle überschritten, stürzte sie kraftlos zusammen, und starb, während ihr Kind gerettet wurde? — Hätte sie nicht das Kind opfern sollen, um sich ihrem Manne und ihren andern Kindern zu retten?

Nein, rief da, sich hoch aufrichtend, mit dem theuern Kinde im Arme das Weib, nein, sondern selig diese Mutter, welche das Leben gegeben für ihr Kind. Nicht vor Schwäche ist jene Mutter gestorben, sondern vor Freude über ihres Kindes Rettung, vor unaussprechlicher, seliger Bonne ist ihr das Herz zersprungen.

Der Mann ging schweigend auf und ab, dann hob er wieder an: Die Stunde naht, das alte Jahr versinkt, das neue geht auf, nicht, wie die Pfaffen sagen, ein Jahr des Herrn, sondern ein Jahr des Jammers und Elendes, ein Jahr des Teufels. Dieser Fels hier aber sei der Altar, auf dem mit theuerem Opfer die Götter versöhnen! Und obwohl das Weib ihm in frommem, christlichen Glauben an's Herz redete, und ihm erzählte, wie Jehovah auch von Abraham ein Opfer fordert, aber — er hört nichts mehr, mit Hefigkeit reißt er der ohnmächtig zusammensinkenden Mutter das Kind aus den Armen, und stürmt hinauf zu der ragenden Zinne des Felsens, und verschwindet hinter den Büschen. Droben stellt er



sich, wie es die Sitte der Väter war, auf ihrem Dache stehend im Osten die Zukunft zu erschauen, auf die zackige Felsenwand, die Blicke nach Osten gewendet, und steigt wieder — da vernimmt, aus der Ohnmacht erwachend, die Mutter das Schreien ihres Kindes, darauf das Geräusch eines Kampfes, — und nun Todtenstille. Mit der Kraft der Verzweiflung rafft sie sich auf, steigt auf den Fittigen der Mutterliebe an den Felsenklippen hinauf, in das Gebüsch, aus dem sie des Kindes Stimme vernommen hatte. — Da stand der Mann, mit verstörtem Angesichte, das Schwert an den Boden gesenkt, und Blut träufelte noch von der Schärfe desselben, und Arm und Angesicht waren mit Blut

bespritzt. Aber im Arm des Vaters, in wärmende Felle gehüllt, lag unverfehrt, schlummernd der Mutter theueres Kind.

Innerlich erbebend sprach der Mann: Vollende, was Du vorhin begonnen. Und das Weib erzählte die Opferung Isaacs und schloß mit der Schrift: „Da sprach der Engel des Herrn zu Abraham: Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts! Da hob Abraham seine Augen auf, und sahe einen Widder hinter ihm in den Hecken mit seinen Hörnern hangen, und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn an seines Sohnes Statt zum Brandopfer.“ Da sprach der Mann: An mir hat sich heute erneuert die Geschichte vom Opfer Isaacs. Auch ich wollte mein Kind opfern, um die Götter zu versöhnen, und unser eigen Leben zu retten. Da, in das Gebüsch tretend, erblicke ich zwei Wölfe, die um den Körper eines Rehcs kämpfen, ich springe hinzu, ein Hieb meines Schwertes streckt den Einen der Wölfe nieder, der Andere entflieht, und hier liegt das Reh, das uns Gott gesendet, wie er den Widder Abraham gesendet hat. — Weib — fuhr zerknirscht und gläubig der Mann fort: Auch dieses Jahr ist ein Jahr des Herrn gewesen.

Bald loberte das wärmende Feuer auf's Neue lustig empor, und das Fleisch des gefundenen Rehcs füllte ihren Hunger und das Kind sättigte sich wieder an der Mutterbrust. Nicht lange währte es, so schloß der stärkende Schlaf ihre müden Augenlider.

Die ersten Sonnenstrahlen des Jahres 851 beleuchteten das Angesicht der Schläfer, und weckten sie aus dem langen, erquickenden Schlafe. Hinauf stiegen sie nun zur kahlen Finne des Felsens, — und vor ihnen lag im freundlichen Glanze der frischen Morgensonne das herrliche Mainthal, Hütte reichte sich an Hütte, und in dem klaren Strombett spiegelten sich die schwankenden Rauchsäulen, die von den Siebeln der Bohnstätten in die klare Morgenluft emporstiegen. Da sanken Mann und Weib nieder auf die Kniee und küßten sich und ihr Kind und opferten dem Christengott das Opfer eines dankbaren zu dem Throne des Herrn emporsteigenden Gebetes.

Weltbegebenheiten.

Noch einmal muß sich der geneigte Leser entschließen, den Kalenderschreiber nach den blutigen Gefilden und Felsenhöhen Sebastopols zu begleiten.

Am 16. August 1855 hatten die Russen, wie der Leser schon weiß, um ihren hart bedrängten Kameraden in der Stadt und besonders in dem Malakoffthurm Luft zu machen, von den Höhen am jenseitigen Ischernajauer diesen Fluß, theils auf der Tractirbrücke, theils auf Schiffen, theils durch Fuhren überschritten. Sie hatten sich in zwei Kolonnen getheilt, die eine zur Rechten unter dem General Mead, die linke unter General Eybrandt. Der rechten Kolonne gegenüber

standen auf dem Fehjuchtberge, wie wir auf der linken Seite unseres Bildes sehen, die französischen Divisionen, der linken gegenüber die Sardinier und einige türkische Bataillone auf dem Hasfortberge. — Der russische Oberbefehlshaber war Fürst Gortschakoff. Mit wahrer Lobesverachtung stürzten sich die Russen, der General Mead an der Spitze auf die Franzosen, eroberten eine Batterie von 8 Kanonen, welche vorher in ihren anrückenden Reihen fürchtbare Verheerungen angerichtet hatte; aber die Kugel eines Juaven streckte den General Mead zu Boden, die bedrängten Franzosen erhielten Unterstützung von herbeieilenden Truppen, diese stürzten sich, wie eine Lawine